SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

UB Chemnitz
000 000 111 243

DEUTSCHE FACHSCHULE FÜR BLECHARBEITER ...

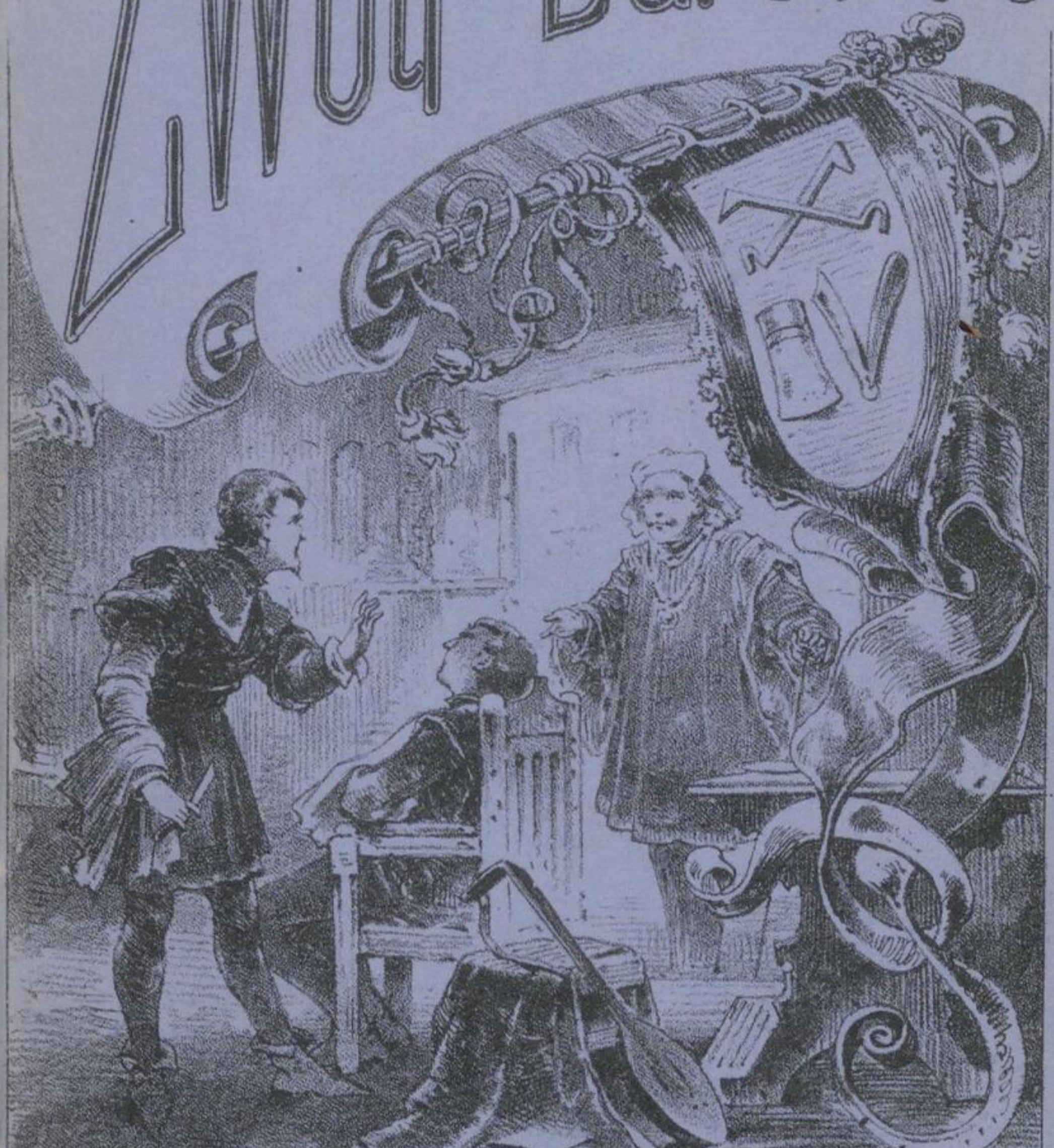
VII/1877

Bibliothek der Höheren Deutschen Fachschule

Nr. A278

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Zwölf Barbiere



ABENHEIM'SCHER VERLAG. STUTTGART.

578 D 79 1.35

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Deutsche Handwerker-Bibliothek.

Arbeit ist des Bürgers Zierde.
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde
Ehret uns der Hände Fleiß.

Schiller.

Zwölf Barbiere.

Historisch-novellistische Bilder der bemerkenswerthesten Zunftgenossen

von

Schmidt-Weißenfels.

Bibliothek der Höheren Deutschen Fachschule

Nr. A 278

ADOLPHE STIFTUNG

DEUTSCHE FACHSCHULE FÜR BLECHARBEITER ALTONA i/S. Stuttgart

Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung.

Technische Universität
Chemnitz
Universitätsbibliothek
S1|M 0896249

Alle Rechte vorbehalten.

Technische Hochschule Hochschul-Bibliothek 3 Karl-Marx-Stadt

631 Ca 36 a | 1614

C. Hoffmann'sche Buchdruckerei in Stuttgart.

Motto:

Wer soll Lehrling sein? —
Jedermann!

Wer soll Geselle sein? —
Wer was kann!

Wer soll Meister sein? —
Wer was ersann!

Goethe.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Inhalt.

Burchiello, der Barbier von Florenz 1

Olivier Le Daim, Barbier Ludwigs XI. 19

Ambroise Paré, Vater der französischen Chirurgie 37

L'Estocq, russischer Geheimer Rath 51

Tobias Smollet, Schriftsteller 65

Richard Arkwright, Erfinder der Spinnmaschine 75

Johann Kaspar Schiller, Major 89

Johann Michael Bök, Schauspieler 103

Johann Daniel Falk, ein Menschenfreund 113

Stanislaw Staszyc, ein geiziger Wohlthäter 129

Joseph Hume, Reformer 141

Turner, Landschaftsmaler 151

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Burchiello,

der Barbier von Florenz.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Burchiello.

Schönes, heiteres, stolzes Florenz! Inmitten des italischen Landes hatte es sich zum Mittelpunkt des nationalen Lebens erhoben. Eine der mächtigsten unter den städtischen Republiken, war es auch eine der gewerbreichsten, blühendsten Handelsstädte, deren Wohlstand kaum noch seines Gleichen hatte. Unter Kämpfen war es auf solche Höhe gekommen. Mehr als anderthalb Jahrhunderte hatten Adel und Volk um die Herrschaft gerungen, Guelfen und Ghibellinen sich erbittert um diese herrliche unter den Städten gestritten. Diktatoren waren erstanden und wieder gestürzt worden, bis Ansehen, Wohlstand, Tugend und Klugheit das heimische Geschlecht der Medici mit Willen des Volkes an die Spitze des florentinischen Freistaats gestellt. Nun war längst schon das Zeitalter jener Parteikämpfe geschlossen, unter denen die alte Feudalität dem erstarkenden Bür-

gerthum hier erlegen. Die Zünfte der Handwerke waren zu Stammrollen des Adels geworden; sogar, wenn auch nur vorübergehend, hatte es solche Zünfte des vierten Standes schon gegeben, die den Taglöhner und Fabrikarbeiter, die den wackeren Wollkämmer Michael Lando mit zum Gonfaloniere, zum obersten Beamten der Stadt, erhoben hatten. Wen vom Geburtsadel man ehren wollte, den schrieb man in die Listen der Bürger; welcher Adlige zu Amt und Ansehen kommen wollte, der mußte, wenn auch nicht mehr wie zu Dante's Zeit, sich in eine der Zünfte einreihen, doch ein bürgerliches Gewerbe treiben. Die Medici waren Kaufleute, Bankiers, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zu großem Reichthum gelangten. Seit 1434 war Cosmus von Medici das regierende Haupt der Republik, aber er blieb dabei Kaufmann, und noch später, als die Mediceer sich gefürstet und in den Rang der erblichen Souveräne Europa's eingetreten waren, betrieben sie die Handelsgeschäfte weiter.

Ruhmvoll war die Morgenröthe ihrer Herrschaft in Florenz. Wie damals an dem Hofe von Neapel, so regierte auch Cosmus mit den Musen und Grazien. In Florenz war überdem die Wiege der italienischen Poesie und Kunst und einer neuen Wissenschaft gestanden, welche

ihre erweckenden Strahlen über die ganze Welt der Kultur senden sollte, welche gerade hier aber zuerst in die Gräber des griechischen und römischen Alterthums gerufen, um den Widerhall seiner Dichtungen zu vernehmen. Stolz rühmte sich Florenz jetzt seines Dante, den es einst verbannt; nicht minder seines großen Boccaccio. Maler und Bildhauer, die von den Flügeln der nationalen Poesie zu den Sphären einer höheren Kunst getragen wurden, schmückten Paläste, Plätze und Kirchen mit ihren Werken, und um diesen Glanz des neugeborenen, edelsten Kunstlebens wogte heiter, glücklich, selbstbewußt der geschäftige Verkehr des zünftigen Bürgerthums und einer auch geistig mit ihm innig verbundenen Volksmenge.

Der Glücklichsten einer in dieser gefeierten Hauptstadt des ersten großen Mediceerthums war Freund Domenico, Signor Burchiello, Barbier wie sein Vater. Wer kannte nicht den lustigen, den witzigen, den geistreichen Burchiello? Burchiello hier, Burchiello da, Domenico überall! Kam ein Fremder nach Florenz, aus dem fernen Paris oder aus Mailand, aus dem von Türken umschwärmten Byzanz oder aus dem meervermählten Venedig, aus dem deutschen Reiche der römischen Kaiser oder aus dem sonnigen Napoli, so hörte

er sicherlich in den ersten Stunden schon von Domenico, dem Barbier. Fragte man ein Kind — es wußte, wo die Barbierstube Domenico's war; sprach man mit einem holden Mädchen über Burchiello, so lächelte es bei seinem Namen. Die Frauen kannten ihn und man kann sagen, sie liebten den glücklichen Burchiello; die Männer wußten es und sie ärgerten sich deßwegen nicht über Burchiello. Gelehrte sprachen von ihrem „Freund" Domenico, die Reichsten und Vornehmsten thaten deßgleichen und in Cosmus' Haus, wenn Dichter, Philosophen, Maler, Bildhauer, Musiker mit schönen Damen dort ihren Hof hielten, plauderte man und freute man sich über Burchiello, den Barbier.

Aber in seiner Kunst war Burchiello auch ein Meister wie kein Anderer besser. Galt das Gewerbe eines Barbiers damals auch noch lange nicht für eine Kunst, so leugnete doch Niemand in Florenz, daß Domenico in seinem Fach ein Künstler sei. War der Stand des Barbiers auch wie seit alten Zeiten als der eines Dieners oder vordem Sclaven, welchem die Arbeit für Reinigung und Abwartung des äußeren menschlichen Körpers zufiel, so gering geachtet, daß die ebenfalls schon gebildete Zunft der Barbiere nicht ebenbürtig denen der anderen, selbst niederen Handwerke war, so hinderte

dies nicht, daß der Barbier Burchiello der Freund von aller Welt, daß er der beliebteste Mensch in Florenz, ja, ein Mann von großem Ansehen war. Es war ein Labsal, wie er die Stoppeln des Bartes abnahm mit seinem Messer und nur das spanische Knebelchen sauber stehen ließ, welches in jener Zeit einzig das Antlitz eines Mannes von Ehre und Bildung zieren durfte. Er hätte auch, wie der Leibbarbier des furchtsamen Tyrannen Dionys von Syrakus zu Plato's Zeiten, dies Verschwinden der Barthärchen mit gleicher Eleganz durch glühende Kohlen anstatt durch ein scharfes, seine Kunden erschreckendes Messer besorgt. Und wie er mit leichter Hand die Haare ordnete, stutzte, schnitt, mit einer lustigen Plauderei dabei, daß einem die Zeit wie im Fluge verging und manchmal die Kunden sich noch einmal fürs doppelte Geld hätten frisiren lassen! Wahrhaft graziös machte er sich über die Nägel her, an Händen und Füßen, und da es bei dem damaligen Schuhwerk, welches aus Schnabelschuhen von Zeug mit einer darunter gehefteten starken Sohle bestand, bei dem schlechten Pflaster in den Straßen gewiß nicht an Hühneraugen und Schwielen bei den besten Bürgern gefehlt haben wird, so vertraute Jedermann von seiner Kundschaft dem geschickten Burchiello am liebsten diese Ge-

heimnisse menschlichen Erdenwallens an. Burchiello hier, Burchiello da — bald in den Haaren, bald im Gesicht, bald am Fuß oder an den Händen. That der Zahn weh, sollte Burchiello ihn herausziehen; mußte man zur Ader lassen, Burchiello zapfte geschickt und geschwind ein paar Unzen Blut ab. Seine Salben heilten die schlimmsten Wunden, seine Elixire thaten im Labyrinth der Gedärme wahre Wunder, seine Bandagen bei einem Knochenbruch waren unvergleichlich, seine Blutegel bissen am besten an.

Wenn Burchiello elfhundert Jahre früher und in Rom gelebt hätte, wer weiß, ob er dann nicht nur der einzige Barbier gewesen wäre, den die ergebenste Dienstbeflissenheit dem neu angekommenen Cäsar Julian zum Rasiren und Verschneiden seiner Hühneraugen vorgeführt hätte; denn Julian war eben von Mösien her, aus dem heutigen Serbien, in etwas unbequemen Stiefeln nach Art der mit Riemen geschnürten Crepida nach Rom gekommen. So aber riefen die Diener, als der Kaiser im Grimm über seine Fußschmerzen bei seiner Ankunft im Palast schnell einen Barbier verlangte, alle in Rom vorhandenen Sclaven herbei, welche mit Rasir- und Wundmesser umzugehen wußten, steckten sie in prächtige Gewänder und stellten sie im Saale des Palastes auf.

Es waren ihrer nicht weniger als tausend und als Julian sie erblickte, rief er zornig aus:

„Einen Barbier und keinen Senat habe ich verlangt!“

Indessen hatte Burchiello sich, wie man gestehen muß, nicht zu beklagen, daß er in einem anderen und reizvolleren Zeitalter und in der schönen Stadt Florenz lebte. In seiner kleinen Barbierstube empfing er Leute, die so gut wie Kaiser Julian waren, ja insofern noch besser, als sie gute Christen waren und es bleiben wollten. Es darf auch nicht verschwiegen werden, daß so viel vornehme, gelehrte Herren, so viel Künstler nicht blos zu Burchiello kamen, um sich rasiren und frisiren zu lassen, sondern vielmehr, um während dessen und auch nachher noch mit ihm zu plaudern. Plaudern können, alles Neue wissen, über Politik, Stadtereignisse, Nachbarsgeheimnisse, mit möglichstem Geschick die Kunden beim Einseifen zu unterhalten, das ist im Allgemeinen und von jeher eine vorausgesetzte und oft sehr glänzend ausgebildete Eigenschaft der Barbiere gewesen, schon als sie blos Sklaven, dann auch, als sie Gewerbtreibende wurden. Denn mit den Sklaven oder Dienern zum Rasiren kam die westliche europäische Welt seit der Zeit des elften Jahrhunderts nicht mehr aus, weil die Bärte

seitdem in Verruf waren und z. B. Niemand in den Adelstand erhoben wurde, der an Haaren etwa wachsen ließ, was aus seinem Antlitz die Natur heraustrieb. Da brauchte man alle Tage, überall und in allen guten Menschenklassen Leute, die des Bartscherens kundig und beflissen waren, und so bildeten sich in allen Städten bald aus den Leibeigenen, welche rasiren konnten, Gewerbtreibende, die Jedermann in oder außer dem Hause darin bedienten. Je angenehmer und unterhaltender dies geschah, desto zahlreicher wurde die Kundschaft eines Barbiers. In Italien zumal ist Plaudern und Scherzen eine so nationale Eigenthümlichkeit des lebhaften geweckten Volkes, daß ein Barbier dort aus der Art geschlagen sein müßte, der diesem Erfordern nicht gerecht werden könnte. Sammelt sich doch noch heute das arme Volk, das buon populino, auf Straßen und Plätzen um einen Erzähler, der sich öffentlich hören läßt und dessen Geschichten mit höchster Aufmerksamkeit von Männern, Weibern und Kindern angehört werden. Und ist doch noch heute der Barbier, der Perucchiero und Arricciatore, in seinem kleinen Straßenladen von früh bis spät der beliebte Aufenthalt der Männer aller Stände, um beim Herrichten ihres Hauptes und Gesichts mit dem messer-, scheren- und zungengewandten Besitzer des Ladens,

wie auch mit den anderen Kunden über alles Mögliche zu schwätzen.

Ein solcher famoser Barbier nun war Burchiello, Freund Domenico, wie ihn seine Kunden nannten, uud mehr als einmal, wenn der allmächtige Herr Cosmus von Medici, der Gebieter von Stadt und Land Florenz durch die Straße ging, wo die berühmte Barbierstube sich befand, trat er dort ein und grüßte Freund Domenico freundlich, wenn dieser mit aller ergebenster Artigkeit, das Rasirmesser in der Hand, seine Verehrung an den Tag legte.

„Wie geht's Domenico? Bei guter Laune, Domenico? Und hast du kein neues Sonett gemacht?"

„Doch, doch, Excellenza! Ah, gestern war ein guter Tag für mich, Excellenza, ein herrlicher Tag. Signor Marutti war hier und Graf Colonna aus Rom, der junge Annibale, der vor einem Jahre mit seinem Pferde gestürzt und dem seinen Beinbruch zu kuriren ich die Ehre gehabt. Excellenza kennen ihn doch? Aber ich bitte, Excellenza, näher zu treten — hier in dieses Nebenkabinet, auf einen Augenblick geben Excellenza Ihrem gehorsamsten Diener wieder die Ehre —"

„Und was war mit dem jungen Colonna und mit Signor Marutti, diesem begnadigten Musiker?" fragte

der Podesta und trat durch die Barbierstube in das bezeichnete Kabinet.

„Wir haben musizirt, Excellenza," antwortete Burchiello, indem er einen Sessel für den hohen Herrn hinrückte, dann durch die offene Thür in den Laden zurücksprang, die Nase des dort sitzenden, eingeseiften Kunden zierlich ergriff und sein Messer über dessen Oberlippe streichen ließ. „Wir haben so schön musizirt, daß Hunderte von Menschen auf der Straße stillstanden, um uns zuzuhören. Ich gab ein paar Räthsel auf, die außerordentlich zu gefallen das Glück hatten. Ah, ja, Excellenza, ich hatte gestern einen gesegneten Tag, Dank sei dem Himmel dafür! Gehorsamster Diener," unterbrach er sich hier, indem er mit einem feinen Tuch das Gesicht des barbirten Kunden abwischte, der sich jetzt erhob, grüßte und in den zinnernen Teller auf einem Tischchen eine kleine Silbermünze als Bezahlung für den Meister warf.

Dann langte Burchiello ein beschriebenes, zusammengefaltetes Papier aus der Tasche seines Wammses und übergab es mit einer liebenswürdigen Grandezza an Cosmus von Medici.

„Und dies Sonett, Excellenza, ich dichtete es gestern Abend."

Cosmus überflog es, lächelte und entgegnete: „Schelm, das ist ja prächtig und so lüstern verliebt, als seiest du selbst von den schönen Augen der Julietta bezaubert worden —"

„Ah, nicht blos von ihren Augen!"

„Von was noch?"

„Von ihren Lippen, Excellenza, von ihrem Busen, von ihren Händen, von ihren Füßen —"

„Diavolo, sieh Einer diesen Domenico! Schreib mir dies Sonett ab, es ist köstlich!"

„Noch heute, Excellenza, noch heute."

Ein neuer Kunde kam und der Podesta ging.

„Addio, Domenico!"

„Behüte der Himmel Eure Excellenza! Aber noch Eins, gnädigster Herr —"

„Was, Freund Domenico?"

„Der junge Graf Colonna hat mich beschworen, nach Rom zu kommen; in seinem Palast soll ich wohnen, eine schöne Jahresrente hat er mir versprochen, als freier Herr soll ich da leben und dichten ungestört."

„Du wirst es aber nicht thun, Domenico?"

„Warum nicht, Excellenza? Ein solches Glück! Und man wird alt!"

„Ei, wie könntest du Florenz verlassen wollen! Hier, wo du Alles hast, was dein Herz begehrt?"

„Sehr wahr, indeß —"

„Schäme dich, Burchiello, dich so berücken zu lassen! Was kann der Graf Colonna dir geben, was nicht auch Cosmos dir gäbe? Nein, Freund, du bleibest hier und soll ich dich bei mir, in meinem Palast behalten."

Damit ging Excellenza und Burchiello eilte, nach einer sehr tiefen Verbeuguug, in den Laden zurück, um dem wartenden Signor schnell mit Kamm und Bürste in die Haare zu fahren.

Ja, Burchiello war mehr als blos ein Barbier. Er spielte vorzüglich auf der Mandoline; er machte auch Gedichte und in hunderten von Abschriften gingen sie dann von Hand zu Hand, von Haus zu Haus in Florenz, und bildeten das Ergötzen der Männer, die Neugier der Frauen. Denn keck waren diese Gedichte, die über jeden Stadtklatsch ihren übermüthigen Witz spielen ließen; drollig waren sie durch ihre burleske Komik, durch ihre Anspielungen auf allerhand Vorgänge in bekannten Familien, und ihre Frivolität übertraf oft noch die des Boccaccio in einem gewissen Theile seiner Novellen. Aber in jener Zeit, und besonders in Florenz, dem lebensfrohen, erregten dergleichen Lüstern-

heiten lange nicht den Anstoß, wie es heutzutage der Fall sein würde. Die Empfindungen waren unbefangener, die Menschlichkeit natürlicher, ungeschminkter, und die Zote nahm man ohne Prüderie hin, wenn sie nur in anmuthiger und geistvoller Form geboten wurde. Boccaccio's Decamerone enthält durchweg nur Geschichten, wie er sie in der feinen Gesellschaft von Florenz erlebt oder wie sie sich dort abspielten. Sie sind ein getreues Sittenbild der Zeit, und so sprach man in den Familien bester Art, wie Boccaccio es in seiner berückenden Prosa niedergeschrieben. Wohl kann man sagen, daß Burchiello's Satiren und Gedichte in ihrem Inhalt nichts Anderes boten, als was Boccaccio einige Jahrzehnte früher in seinem Decamerone zum Entzücken der italienischen Gesellschaft erzählte; Burchiello war nur nicht so glänzend in der Beredsamkeit und Farbenpracht seiner Possen; er war mehr ein Lokaldichter; aber seine große Popularität und der lang anhaltende Erfolg seiner später gedruckten Sonette und Satiren — ihre Ausgabe 1475 war mit eine der ersten Leistungen der Buchdruckerkunst in Italien — beweisen es, daß er nur im Geschmack der florentiner Zeitgenossen seine kecke Muse so kurzgeschürzt und in lüsterner Haltung vorstellte.

Im Uebrigen ging Burchiello wirklich auf seine alten Tage noch nach Rom und starb daselbst im Jahr 1448. Aber Cosmus von Medici hielt auch sein Wort gegen ihn, daß er ihn in seinem Palast behalten wolle. Da er den Lebendigen nicht haben konnte, gab er ihm im Bilde einen Platz in seiner schönen Galerie. Auf einem Deckengewölbe derselben ließ er in zwei Theilen die berühmte Barbierstube Burchiello's malen; auf der einen Seite wird barbiert, auf der anderen gedichtet und musizirt. Im Porträt schwebt der Barbier Burchiello über seinem Heiligthum.

* * *

Erwähnenswerth an dieser Stelle ist auch ein anderer Barbier, der sich in Nürnberg, in Bezug auf Gewerbfleiß und Pflege der Künste wohl mit dem Florenz jener Tage zu vergleichen, als Meistersinger einen Namen erworben hat. Es ist Hans Folz, ein geborener Wormser und in Nürnberg zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts als Bader, d. i. Barbier, lebend. Hans Sachs, jünger als er, war ihm Schüler und dann Genosse. Gleich diesem gab Folz den Fastnachtsspielen eine vollkommenere Gestalt und vier derselben sind noch als werthvolle Denkmale der neueren

deutschen Nationalliteratur auf uns gekommen. Gleich seinen gereimten Volksschwänken tragen sie den Karakter roher Derbheit an sich, hervorstechender wie die Hans Sachs'schen. Insofern ein anderer, gröberer, deutsch volksthümlicher Burchiello, steht er dennoch höher als jener durch den lebhaften, bewußten Antheil an Förderung des deutschen Kulturlebens, indem er für Verbreitung der Buchdruckerkunst und der Reformation mit zu den rührigsten Bürgern Nürnbergs gehörte.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Olivier Le Daim,

Barbier Ludwigs XI.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Olivier Le Daim.

Im Schlosse des Grafen von Lameth herrschte eine namenlose Bestürzung. Die Häscher des Königs Ludwig XI. von Frankreich waren am frühen Morgen gekommen und hatten den stolzen Edelmann gefangen mit sich genommen.

Es war dies nichts Ungewöhnliches unter dem Regiment dieses Königs, der als ein geschworener Feind des Adels jeden aus diesem Stande nach Willkür und Laune greifen und meist ohne Prozeß hinrichten ließ. Zu Tausenden hatte er die französischen Adligen während seiner Regierung derartig hingeopfert und sich dies dem Volke gegenüber als Bürgerfreundlichkeit zum Verdienst angerechnet. Wer es nicht glauben wollte, ward gehenkt. Wie Raubthiere hatte er seine Opfer in Käfige eingesperrt und war dann zu ihnen in die Verließe gegangen, um sich an ihren Qualen und Klagen

zu weiden und mit heuchlerischer Gutmüthigkeit ihnen vorzuhalten, wie schwer es doch einem Könige werde, sein Volk glücklich und seinen Staat mächtig zu machen. Da müßten eben so viele Köpfe fallen und wer von ihm, dem Könige, umgebracht würde, der sterbe zu des Vaterlandes Besten. In feiger Angst vor seinem Gewissen und rächenden Mörderhänden hielt er sich jetzt, dem Tode nahe, in der Veste Plessis verrammelt, nur wenige ergebene Diener um sich und auf den Thürmen und Wällen der Burg eine zahlreiche Schützenwache, die Jedermann den Zutritt wehren mußten. Aber auch jetzt noch, in bleicher Furcht vor dem Sterben, ließ er Vornehme, die sein Mißfallen durch irgend etwas erregt, aufheben und hinrichten. So war auch der Graf von Lameth, der unglücklicherweise in der Nähe des Tyrannen sein Schloß hatte und der unvorsichtig geäußert, daß des Königs letztes Stündlein gekommen sei, dem Grimm desselben verfallen und sein blutiger Tod so gut wie gewiß.

Verzweiflungsvoll vor Allen war der Schmerz und die Angst der einzigen Tochter des Grafen, des Fräulein Gabriele. Ihre Klagen hallten durch die Räume des Schlosses, ihre Augen waren roth vom Weinen, ihr Jammer fand keinen Trost. An ihren Vater hatte

sie sich geklammert, als er aus seinem Schlosse geführt worden und erst mit Gewalt hatten die Schergen des Königs sie von ihm wieder loszulösen vermocht. Ihr Kammermädchen hatte sie dann in ihr Gemach gebracht und vergebens das schöne, kaum zur Jungfrau erblühte Mädchen bisher zu beruhigen gesucht.

„Nein," schrie sie händeringend, „wie könnte ich mich fassen, indeß mein Vater jetzt einem schrecklichen Schicksal entgegengeht! O meine Natur rebellirt dagegen, daß eine menschliche Gewalt mir den Vater von der Seite reißen und dem Tode weihen kann. Es ist wider die Natur, Florence, und wie das kleinste Thier sich aufbäumt gegen die Vernichtung seines Daseins, so auch ich. Ja, ja," fuhr sie mit flammenden Augen und muthvoll sich aufrichtend fort, „ich will versuchen, ihn zu retten und kostete es mich mein Leben!"

„Mein Gott, Fräulein Gabriele, „was wollet Ihr thun?" fragte erschreckt die Zofe, als sie sah, daß ihre Gebieterin hastig ihre Kleidung ordnete.

„Zum König will ich, nach Plessis."

„O versuchet es nicht! Niemand kommt in die Burg."

„Meine Thränen, meine Bitten, mein Gold — ah, Florence, sie werden mir die Thore öffnen."

„Euer Verderben wäre es, glaubet mir!“

„Und mag es so sein; aber ich will den äußersten Versuch, meinen Vater zu retten, nicht unterlassen. Ich kenne jetzt nicht mehr was Furcht ist, und ich werde vom Könige meinen Vater fordern.“

Das edle Mädchen war von diesem Entschluß nicht abzubringen. Es hatte sich mit fliegenden Händen fertig zum Ausgang gekleidet und ihr Pferd zu satteln befohlen. Florence war ihrerseits entschlossen, den wahnwitzigen Plan ihrer Gebieterin zu verhindern. Sie liebte dieselbe aufrichtig mit treuer Hingebung seit den Jahren, daß sie schon in ihrem Dienste stand. Als sie erkannte, daß der letzte Moment gekommen, der Ausführung des verhängnißvollen Vorsatzes des Fräuleins entgegenzutreten, war der Gedanke in ihr gereift, den die Verzweiflung Gabrielens ihr eingegeben.

„Halt,“ sagte sie mit einer ungewohnten Festigkeit zu dieser; „höret mich an, Fräulein. Ich werde thun, was Ihr wollt und ich werde erreichen, so hoffe ich wenigstens, was Ihr nimmer vermöget. Keine Wache läßt Euch ein in Plessis-les-Tours; mir aber wird man die Thür öffnen, sobald ich einen Namen nenne.“

„Wie? Florence! das wolltest du?“ rief Gabriele

erstaunt und von diesem Schimmer der Hoffnung freudig inmitten ihrer unsäglichen Qualen erfüllt. „Was ist dies für ein Name?“

„Olivier Le Daim!“

Entsetzt fuhr Gabriele zurück.

„Der Barbier? der böse Genius des Königs!“ stieß sie hervor. „Sein schändlicher Rathgeber, sein oberster Henkerknecht?“

„Um Gott, seid still, Fräulein; die Wände haben Ohren — Ihr habt es ja bei Eurem Vater erfahren!“

„Und du kennst diesen Schrecklichen?“

„Ja, ich kenne ihn aus einer Zeit, da ich noch nicht in Euren Diensten stand, sondern als junges Mädchen in Paris war. O glaubet mir, Fräulein, diesen Schritt, um ihn wiederzusehen, hätte ich niemals zu unternehmen gedacht; doch um Euretwillen, um vielleicht noch Euren Vater zu retten, bin ich jetzt bereit dazu; denn Graf Le Daim kann viel, kann Alles beim Könige!“

Gabriele sah die Wahrheit dieser Meinung ein. Mit übervollem Herzen, hoffend und bangend, dankte sie der Zofe und fragte sie nicht mehr weiter über den Grund einer solchen Bekanntschaft. Sie vertraute dem

Wort und der Hoffnung von Florence und gab willig nach, daß sie bleibe, wenn die Zofe gehe.

Florence säumte nicht damit. Ein Wagen aus dem gräflichen Schlosse brachte sie nach der einsamen, finsteren Burg Plessis. Die Wachen befanden sich schon vor derselben auf dem Weg, der mit Fangeisen und Fußangeln belegt war. Als Florence sich den Bogenschützen nahte, riefen diese sie an und befahlen ihr, stehen zu bleiben. Ein Unterhandeln begann, welches mit herrischer Abweisung der Posten jedoch nur ein unfruchtbares Ende zu finden schien. Florence verlangte immer von Neuem Zutritt zur Burg, um Graf Le Daim zu sprechen; sie begehrte dann nichts Anderes, als daß einer der Soldaten dem Grafen ihren Namen Florence nenne und ihren Wunsch nach einem Besuch mittheile. Dazu verstand man sich endlich. Ein Schütze ging durch die spitzen Eisengitter über die Zugbrücke in die Burg und wirklich kam er zurück, um Florence in die Veste einzuführen.

Zu Le Daim.

Als Florence als ein armes blutjunges Dienstmädchen in Paris diesen jetzt so allmächtigen Günstling und Vertrauten des Königs Ludwig XI. kennen gelernt, war er noch nicht zu einer solchen hohen

Stellung gestiegen. Damals vielmehr war er als Barbier Olivier le Mauvais eben erst aus Thielt in Flandern, seiner Heimat, gekommen und hatte in einem Laden in demselben Hause barbiert, wo Florence in Diensten stand. Bald hatte er ihr den Hof gemacht und ein geheimes Verhältniß mit ihr angeknüpft, welches seinem Versprechen gemäß zur Verheirathung führen sollte. Er liebte Florence aufrichtig, noch als ein unverdorbener und einfacher Mensch; er hätte sie sicherlich auch aus Liebe geheirathet. Da kam das Glück über ihn in einer zufälligen Hilfeleistung, die er dem Könige auf der Straße erwies und wofür dieser ihn mit der Ernennung zu seinem Leibbarbier lohnte. Meister Olivier wurde jetzt ein anspruchsvollerer und berechnender Mann. Seine Leidenschaft für die junge Florence mäßigte sich zwar nicht; aber er dachte nicht mehr daran, sie zu seinem Weibe zu nehmen. Sie sollte ihm nur Geliebte bleiben. Dazu war das Mädchen zu stolz; es zog all der Ueppigkeit des Daseins, die ihr Olivier versprach, vor, zu entsagen, in die Provinz zu gehen und dort neuen Dienst zu nehmen. Schmerzlich war auch ihr der letzte Abschied von Olivier, der über diese Trennung verzweifeln wollte, aber dennoch sie nicht verhindern konnte. Er schwur ihr seine

unwandelbare Liebe und gelobte, zu jeder Zeit ihr jeden Wunsch zu erfüllen, den sie an ihn richten würde. Florence hatte es nie gethan, nie wieder etwas von sich hören lassen.

Inzwischen war Meister Olivier zwar noch immer Barbier des Königs Ludwig XI. geblieben, aber zugleich sein erster und vertrautester Kammerdiener geworden. Im Jahre 1474 hatte er einen Adelsbrief erhalten, der seinen schlechten Namen in den Le=Daim (Damhirsch) änderte; dann hatte er die Güter des Grafen von Meulant, der hingerichtet worden, erhalten und nannte sich nach diesem; er erhielt auch noch den großen Wald von Senart vom Könige geschenkt und wurde sogar einmal als Gesandter nach den Niederlanden zur Prinzessin von Burgund geschickt. In allen Geschäften war er einer der privaten Rathgeber Ludwigs XI.; wenn er sich einem Vornehmen furchtbar machen wollte, gab er ihn dem Könige an, dem es auf einen adligen Kopf zu Liebe seines Olivier nicht ankam. Wenn der König Befehl zu geheimen Hinrichtungen gab, der gehorsame, diensteifrige Olivier ließ sie ungesäumt vollziehen, ehe sich die Laune seines Gebieters wieder ändern mochte. Hier in Plessis, wohin sich der alte Tyrann zurückgezogen, bildete Olivier und der Arzt Coitiers nebst we=

nigen alten Dienern die einzige Gesellschaft desselben und viel Gutes heckte sie nicht aus. Olivier und Coitiers knechteten ihren Herrn mit der Todesfurcht, so daß er sie oft auf seinen Knien anflehte, ihm das Leben zu verlängern. War er dann wieder sicher gemacht, so ließ er zum Beweis seiner ungeschwächten Lebenskraft köpfen.

So war Olivier wohl bekannt und gefürchtet im Lande Frankreich, und auch Florence hatte den früheren Geliebten nur noch mit Scheu nennen hören. Aber sie überwand alle ihre aufsteigenden Empfindungen, um ihres Fräuleins und dessen unglücklichen Vaters willen. Sie kam jetzt zu Graf Olivier, um einen Wunsch von ihm erfüllt zu haben, wie er ihr es einst geschworen.

Auch verleugnete sich Olivier nicht ihr gegenüber. Er hatte trotz all seinem Erstaunen, daß Florence ihn doch einmal wieder sprechen wolle, nicht gezögert, sie zu empfangen. Er kam ihr mit einer Freundlichkeit und einer Freude entgegen, aus welcher die aufflackernde Flamme der alten Liebe leuchtete. Mit Zärtlichkeit begrüßte er die ehemalige Geliebte und sie ließ es sich gefallen, um seine gute Laune nicht zu stören. Ehe sie nur dazu kommen konnte, den Zweck ihres Besuches mitzutheilen, versenkte er sich schon in die Erinnerungen,

die sie mit ihm theilte, versicherte er sie seiner noch immer heftigen Liebe zu ihr, wie er so oft sich nach ihr gesehnt, wie er sich in seiner Stellung doch so unglücklich fühle und nichts Schöneres sich wünschen möchte, als daß Florence heute noch sich dazu verstehe, was er einst ihr vorgeschlagen: seine Geliebte zu bleiben.

Klug ließ Florence den Verliebten in den Hoffnungen, in die er sich hineinphantasirte; wenn es sein mußte, wäre sie auch zu dem Opfer bereit gewesen, welches er jetzt mit stürmischer Heftigkeit von Neuem von ihr begehrte. Rettete Olivier des Grafen von Lameth Leben, so wäre er ihr in einem Lichte erschienen, welches ihn wieder liebenswerth in ihren Augen gemacht hätte. Und Olivier, als sei er gar keines Widerstandes gegen den kühnsten ihrer Wünsche fähig, um den ihrigen nicht gegen die seinigen aufzurufen, hatte kaum die Bitte von Florence für Graf Lameth vernommen, als er sie leidenschaftlich umschlang und ausrief:

„Was thäte ich dir nicht zu Liebe, um dieses Wiedersehens willens! Was ist mir Graf Lameth gegen dich! Was wird es mich kaum eine Mühe kosten, vom Könige zu erlangen, was du wünschest! Doch Eile ist nöthig, denn der König kann jeden Tag sterben, jede Stunde — ich weiß es nur zu gut. Gehe also, Flo-

rence, nach Schloß Lameth zurück, ich selbst bringe dir den Grafen, in einer Stunde oder vielleicht in zwei und dann wollen wir weiter mit einander sprechen, von dem, was uns am nächsten liegt!"

So entließ Olivier die Geliebte voller Glück und eilte in das Zimmer, wo Ludwig XI. seit einigen Tagen gebrechlich in einem Armsessel ruhte, seinen Leibarzt Coitiers fortwährend um sich.

„Ah, Olivier," sagte der König, als er seinen Liebling erblickte, „ich wollte eben nach dir schicken. Wo bleibst du so lange?"

„Sire, ich wußte Euch in bester Obhut und mehr als dies, ich wußte Euch ohne Gefahr."

„Meinst du? Ah, meinst du? Nicht wahr, ich bin gesund."

„Wie ich, Sire. Und Gott sei gedankt, der Tag ist noch fern, da Ihr daran denken solltet, daß dies Leben hienieden ein Ende finden könnte."

„Schau, schau! Das sagte mir auch Coitiers vorhin. Er meinte, ich würde hundert Jahre alt."

„Das meine ich auch, Sire. Ihr werdet so lange leben, bis Ihr alle Eure Feinde vernichtet habt und Frankreich so groß und sein Volk so glücklich ist, wie Ihr es immer erstrebtet."

„Meine Aufgabe, ja," sprach der König, „und sie ist mir wahrlich schwer geworden. Aber warum fühle ich mich jeden Tag schwächer, meine Freunde? Das kommt mir vor wie schlechte Zeichen."

„Diese Schwäche," wandte sich der Arzt jetzt an den König, „ist nur eine Wirkung der unnützen Furcht, Sire. Warum fürchtet Ihr Euch, wenn ich es für grundlos erkläre. Mein Lebenselixir wird Euch dennoch zu Kräften bringen."

„Ja, Sire," bekräftigte der Genosse Coitiers' in diesem listigen Spiel der Betheurungen und tauschte einen Blick des Einverständnisses mit dem Arzt. „Ihr solltet Euch nicht fürchten und ich rathe Euch, dies der Welt zu beweisen."

„Was rathest du?"

„Graf Lameth sitzt jetzt im Thurm."

„Ich denke, Olivier, wir lassen ihn nicht lange darin."

„Dies ist auch meine Ansicht."

„Eh, wolltest du mir rathen, dem Grafen den Kopf abschlagen zu lassen, damit die Welt sieht, ich sei ohne Furcht?"

„Nein, dazu ist der Graf Lameth zu unbedeutend," entgegnete Olivier verächtlich.

„Zu unbedeutend? Gleichviel, Einer weniger, der sich herausnahm, schadenfroh an meinen nahen Tod zu denken."

„Laßt ihn wieder laufen, Sire; dann mag er sich ärgern, daß Ihr noch lange lebt."

Der König lachte in faunischer Weise.

„Das räthst du mir, Olivier? Nun, diese Strafe wäre sonderbar für Lameth; doch sei's einmal darum. Ich will ihn und Andere damit in Erstaunen setzen. Laß ihn laufen, Olivier."

„Sogleich?"

„Meinetwegen! Doch" — besann sich Ludwig in demselben Augenblick. „Er soll wenigstens bis zum Abend um sein Leben bangen."

„Gut, Sire, ich werde diesen Befehl zur Ausführung bringen," sagte Olivier gleichgiltig und entfernte sich.

„Findest du das nicht merkwürdig, Jacques?" wandte sich nach einigen Minuten Stillschweigen der König an seinen Arzt.

„Was, Sire?"

„Olivier's Vorschlag."

„Eine Laune von ihm, Sire."

„Eine Laune! Eine Laune steht mir zuerst zu, ich bin der König. So gehe sofort zu Tristan, mein Freund."

„Und was soll ich Tristan bestellen, Sire?“ fragte der Arzt.

„Er soll den Grafen Lameth köpfen, ehe Olivier kommt.“

Coitiers ging, um zu thun, wie der König seine Laune zu äußern beliebt und eine halbe Stunde später hatte Tristan, des Königs Profoß, dem Grafen den Kopf abgeschlagen, ohne daß Olivier eine Ahnung davon gehabt.

Am Abend, anstatt zu Florence mit dem Grafen, als dem Preis für ihre Liebe, zu gehen, mußte Olivier, erbittert über den inzwischen erfahrenen Streich des Königs gegen ihn, bei diesem mit heuchlerischer Sorge bleiben; denn Ludwig XI. war im Sterben und verendete noch in der Nacht.

Dieser Tod war das Glück vieler Edelleute, aber das Unglück Olivier Le Daim's. Er wurde vom Nachfolger Ludwigs XI. eingekerkert, prozessirt und „für verschiedene große Verbrechen“ am 21. Mai 1484 gehenkt.

* * *

Auch Le Daim ist nicht das einzige Beispiel eines Barbiers als Hofmannes und Vertrauten eines Königs. Etwa ein Vierteljahrhundert später kam z. B. in Däne-

mark König Christian II. zur Regierung, der sich in Allem Ludwig XI. von Frankreich zum Muster genommen und noch blutdürstiger als dieser verfuhr. Gleich diesem wählte er sich, um seine Volksfreundlichkeit an den Tag zu legen, seine vorzüglichsten Rathgeber aus dem niedrigsten Stande und erkor sich zur Geliebten eine Hökerstochter, die schöne Düveke. Deren holländische Mutter Sigbrite, eine verschmitzte Frau, und einer ihrer Verwandten, Namens Slaghök, bildeten seinen geheimen Kabinetsrath. Und Slaghök war nichts Anderes gewesen als Barbier und war für Christian II., was sein Vorbild Olivier für Ludwig XI. gewesen.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Ambroise Paré,

Vater der französischen Chirurgie.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Ambroise Paré.

Im Alterthum war die Wundarzneikunst lange auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung; erst als mit Aristoteles das Studium des menschlichen Körpers begann, kam die Chirurgie als eine besondere und kühner vordringende Kunst auf. So hatten die Griechen seitdem ausgezeichnete Operateure, wenn auch wenig, fast nichts von ihnen sich aufgezeichnet findet. Die Römer dagegen haben auf diesem Gebiete nicht einmal berühmte Namen hinterlassen. In der mittelalterlichen Zeit, in welcher die Kunst der Aerzte mehr in alchemistischen Schwindeleien als in wissenschaftlich errungenen Erfahrungen bestand, war die Chirurgie vollends sich selbst überlassen und Jeder, wer wollte, trieb sie auf seine Weise und in der rohesten, nur das Aeußerlichste berücksichtigenden Art. Man begriff unter Wundarzneikunst nichts weiter als einen Knochenbruch heilen, einen Zahn ausreißen, zur Ader lassen oder schröpfen und Wunden

verbinden, auch lindernde Salben bereiten zu können. Bald thaten dies Letztere namentlich Mönche und fromme Klausner, bald herumreisende Juden, die manchmal wirkliche Meister in solchen Künsten waren. Aus ihnen besonders gingen dann die wandernden Quacksalber und Wunderdoktoren hervor, die ja noch bis zur neuesten Zeit vielfach, namentlich in Italien und Spanien, mit ihrem Apotheker=, Elixir= und Kräuterwagen von Ort zu Ort zogen, gleich Magiern sich in geheimnißvollen Manieren und phantastischer Kleidung gefielen und auf offenem Marktplatz nach großem Geschrei und Lobpreisen ihrer Künste allen Bedürftigen ihre Hilfe gewährten, freilich immer nur nach den bekannten Recepten des Doktor Eisenbart.

Selbst wie die ärztliche Wissenschaft sich würdiger gestaltete, verachtete dieselbe grundsätzlich alle Chirurgie als unter der Wissenschaft und selbst unter der anständigen Beschäftigung eines Bürgers stehend. Die Barbiere, sobald sie als solche gewerbetreibend in den wachsenden Städten wurden, nahmen sich dieser völlig freien Kunst nicht nur deßhalb mit besonderer Vorliebe an, weil sie guten Lohn eintrug, sondern weil deren Ausübung ihnen, als den Pflegern des äußern menschlichen Körpers und den Bediensteten für sein Wohlbefinden,

nahe lag. Blutende Wunden heilen, Zähne ausbrechen, Schröpfköpfe setzen, Verband anlegen, ward ihnen ebenso geläufig wie Bartscheren und Haare schneiden, nachdem sie auch den Badewärter ihrer Kunden gemacht. In alledem waren sie die untergeordneten Handlanger der hochweisen Aerzte und gelehrten medizinischen Doktoren, galten bei diesen nur als solche und sahen sich selber auch für nichts Anderes an. Chirurgische Dienste zu leisten, hielten die Aerzte unter ihrer Würde bis zu den neuesten Zeiten noch und in Wahrheit, sie verstanden sie auch nicht, weil sie praktisch dazu nicht geübt und wissenschaftlich dafür nicht gebildet waren.

In Frankreich nun, in Paris und Rouen, bildeten die Barbiere zuerst im Jahre 1096 eine eigene Zunft nach dem Vorbilde anderer Handwerke. Von bürgerlicher Achtung und gar von obrigkeitlicher Auszeichnung war trotzdem freilich noch nicht die Rede und noch 1660 wurde ihr Gewerbe aller literarischen Ehren durch das Parlament von Paris beraubt. Unbekümmert darum suchten aber die pariser Barbiere sich thatsächlich Vorrechte zu sichern und brachten es wenigstens dahin, daß 1271 ein Collegium der Chirurgen in Paris gegründet ward, dem also nur der höhere Barbier, wenn man so sagen darf, angehörte, da ja nicht jeder Barbier mit

der Chirurgie so nothwendig zusammenhängen mußte, wie jeder Chirurg mit der Barbierstube. Aber diese besondere französische Tochterzunft der Barbiere wurde die Pflegstätte einer gewissen praktischen Wundarzneikunst, namentlich seitdem im Jahre 1295 der geschickte Lanfranch seine Unterweisungen dafür gegeben hatte. Lange bevor sonst in Europa von der Chirurgie als einer Studiensache und mit höheren wissenschaftlichen Eigenschaften geträumt wurde, gestaltete sie sich dazu in Frankreich, und geschickte Männer traten hier hervor, welche als höhere Barbiere sich den Aerzten ebenbürtig zu machen wußten, mochten diese sie auch noch nicht dafür anerkennen. Dem entspricht es auch, daß sich die Chirurgen in Frankreich bald als eigene Zunft neben der der Barbiere zusammenthaten, was sonst nirgend oder doch erst sehr viel später in anderen Ländern geschah, und daß sie ein gelbes Becken vor ihren Läden aushängen durften, während den Barbieren oder Perrüquiers nur ein weißes gestattet war. Unter Ludwig XIV. wurde die Chirurgie dann gesetzlich vollständig von der Zunft, d. h. vom Handwerk losgesprochen, während sie in Deutschland z. B. zwar auch unter König Wenzel schon privilegirt und von Kaiser Leopold — Ludwigs XIV. Zeitgenossen — sogar für eine Kunst und die sie aus-

übenden Barbiere damit für Künstler erklärt wurden, aber dennoch bis zur neusten Zeit in der engsten Zunftverbindung mit dem Barbiergeschäft verblieb, so zwar, daß jeder Chirurg oder Wundarzt sieben Jahre lang zuvor Barbier gewesen sein mußte.

Der bedeutendste nun unter jenen französischen Chirurgen, die ihre Kunst durch Wissenschaft über die gewohnte rohe Ausübung emporhoben, und damit mit Recht geehrt als der Vater der französischen Wundarzneikunst, die der aller anderen Länder voran zu ruhmwürdiger Höhe gelangte, ist Ambroise Paré.

Er war der Sohn eines Barbiers in Laval, Departement Mayenne, wo er 1509 geboren wurde. Seine Eltern waren zu arm, um ihn zur Schule zu schicken; sie gaben ihn daher als Laufburschen zu dem Dorfpfarrer, in der Hoffnung, daß bei diesem genug Brosamen des Wissens vom Tische fallen würden, um den Geist des Knaben zu nähren. Aber der Pfarrer beschäftigte den Burschen so fleißig mit allerlei niederen Dienstverrichtungen, daß von Lernen bei Ambroise so wenig die Rede sein konnte, wie es dem ehrwürdigen Herrn einfiel, den Schulmeister zu spielen.

Dennoch ereignete sich hier etwas, was bestimmend auf die Zukunft des jungen Ambroise wirkte und einen

der vielen Beweise dafür bildet, wie es bei einem positiven, d. h. bei einem schöpferisch angelegten, nach bestimmten Zielen verlangenden Geiste nur einer geeigneten Anregung bedarf, um sich dahin mit erwachender und sich mehrender Energie in Bewegung zu setzen.

Es kam nämlich ein geschickter Steinoperateur nach Laval, um seine Kunst an dem Amtsbruder des Geistlichen zu versuchen. Ambroise Paré war bei diesem Vorgang zugegen und derselbe erregte so sehr sein Interesse, daß er von diesem Moment an entschlossen war, ein Chirurg zu werden.

Er verließ also des Pfarrers Dienst und ging als Lehrling zu einem Barbier und Heilgehilfen Namens Vialot, unter dessen Leitung er das Rasiren, aber auch die sogenannte kleine Chirurgie erlernte, wie sie von den Barbieren als Wundärzten betrieben ward. Nach vierjähriger Lehrzeit machte er sich auf, um nach Paris zu gehen und dort in dem Kollegium der Chirurgen zu studiren, während er freilich dabei mit dem Barbieren sein Brod verdienen mußte. Später gelang es ihm, eine Anstellung als Gehilfe eines Wundarztes am Hospital Hotel Dieu zu bekommen. Seine Aufführung war hier so musterhaft und seine Geschicklichkeit zeigte sich bald so hervorragend, daß der erste Operateur der An-

stalt ihm die Patienten anvertraute, die er selbst nicht zu behandeln vermochte.

Als er auch diesen Lehrkursus glänzend bestanden, fand Paré leicht eine Anstellung als erster Wundarzt und dann als Militärarzt bei dem Theil der französischen Armee, die damals unter dem Befehl Montmorency's in Italien stand.

Mit dem Gebrauch der Schußwaffen in den Kriegen war naturgemäß der menschliche Sinn darauf gerichtet, die damit angerichteten schweren Verwundungen wirksam zu heilen. Dieser Umstand hatte der Chirurgie einen Aufschwung gegeben; die Armeen begehrten nach erfahrenen Wundärzten. Aber in welcher Weise man zu jener Zeit den Begriff des Operirens und Wunderheilens auffaßte, mag aus der Thatsache hervorleuchten, daß man die Blutung aus Schußwunden durch einen in kochendes Oel getauchten Verband stillte, oder daß man mit einem glühenden Eisen die Wunde ausbrannte. Amputationen machte man nicht anders denn mit einem rothglühenden Messer. Selbstverständlich, daß die armen Opfer oft lieber vorzogen, an ihren Wunden zu sterben, als in die Hände dieser Wundärzte zu fallen, die gleich Henkersknechten ihren Patienten Höllenqualen mit einem dabei sehr zweifelhaften Erfolg bereiteten. Wie einst die

Römer einen griechischen Chirurgen, der sie seine Kunst im Operiren lehrte, nicht anders dafür lohnten als daß sie ihn mit dem Namen eines Carnifex oder Schinders beehrten, so sahen die französischen Soldaten auch die sie behandelnden Wundärzte nicht anders an und man kann sagen, daß sie nicht Unrecht hatten.

Paré war aber nicht der Mann, der nur das gewöhnliche Geleise seines Berufes innehielt; er verwandte vielmehr die Hilfsmittel seines feurigen und eigenartigen Geistes auf seine Arbeit und studirte an dem Wesen der Krankheiten über zweckentsprechende und bessere als die barbarischen Mittel dagegen. Zuerst behandelte auch er die Schußwunden nach den allgemein üblichen Methoden; als ihm aber einmal das kochende Oel knapp wurde, bediente er sich statt dessen eines einfachen, erweichenden Verbandes. In großer Besorgniß über die Wirkung desselben verbrachte er die Nacht, fand sich aber glücklich enttäuscht, als er anderen Tages seine Kranken verhältnißmäßig wohl und munter sah, während die nach alter Art Behandelten sich vor Qualen und Schmerzen auf ihrem Lager wanden. Seitdem ließ er das alte Wundenbrennen fallen, blieb bei seiner neuen Erfindung und wurde damit ein Reformator in der Behandlung der Schußwunden. Ein noch wichtigerer

Fortschritt war seine Anwendung der Arterienunterbindung statt des Glüheisens bei Blutungen und die Kunst des Trepanirens, des Hirnschädel-Operirens.

Die Erfolge, die er mit diesen Neuerungen erzielte, erregten Aufsehen. Die verwundeten Soldaten riefen überall nach Paré wie nach einem Schutzengel und stießen andere Chirurgen zurück. Immer zeigte sich Paré auch bereit, ihnen zu helfen, behandelte die Leute mit einer Sorgfalt und Liebe, die unerhört waren, und verabschiedete sich gewöhnlich von ihnen mit den Worten:

„Ich habe Euch verbunden, möge Gott Euch herstellen."

Nach dreijährigem Dienst in der Armee kehrte Paré nach Paris zurück. Sein Ruf ging ihm voran und bereitete ihm den Weg der Ehren. Der König Franz I. machte ihn sofort zu seinem Leibwundarzt. Desto ingrimmiger richtete sich gegen ihn aber der Neid und Haß der anderen Aerzte, die den Reformator als den schlimmsten Feind ihres alten Schlendrians und Gaukelspiels, wie sie es mit gelehrtem Bombast vor den Leuten trieben, betrachteten. Eine Fluth von Schmähungen kam über den jungen Mann; man verschrie ihn als einen Unwissenden, einen Stümper, Abenteurer, Heuchler, nannte ihn einen rohen Barbier, der gar keine Schulbildung gehabt, nicht griechisch und lateinisch verstehe

und daher einem also gelehrten Medicus nur Mitleid erregen könne. Auch legte sich dieser Sturm nicht; im Gegentheil, er erhob sich mit immer neuer Wuth, wenn Paré neue glänzende Erfolge in seiner Praxis aufwies. Vergebens daß man ihn aus der Gunst des Königs zu verdrängen suchte; vergeblich auch, daß man es hintertreiben wollte, ihm den Doktorhut von der Universität zu ertheilen. Er wurde trotzdem als der erste Doktor der Chirurgie ernannt.

Während Karl V. mit seiner spanischen Armee Metz belagerte, erlitt die dort hineingeworfene französische Besatzung schwere Verluste und die Zahl der Verwundeten war sehr groß. Es gab wenige Chirurgen und diese wenigen taugten nicht viel; ihre schlechte Behandlung tödtete mehr Menschen, als die spanischen Waffen zu Tode getroffen. Daher schrieb der Herzog von Guise als Kommandant an den König — es regierte jetzt Heinrich II. und auch dieser hatte Paré zu seinem Leibarzt ernannt — und bat ihn, doch ja ihnen Paré zu Hilfe zu senden. Der König gewährte es und der berühmte Chirurg folgte dem ehrenvollen Rufe, obwohl er nicht glaubte, vor dem erbitterten Haß seiner Feinde glücklich während der Reise durchzukommen, sondern befürchtete hierbei „gehenkt, erdrosselt oder zerstückelt zu werden."

Dennoch kam er wohlbehalten in Metz an und ward mit Auszeichnung von dem Herzog und den französischen Generälen empfangen. Die Soldaten ihrerseits jubelten ihm zu und riefen:

„Wir fürchten nicht mehr an unseren Wunden zu sterben, da unser Freund unter uns ist."

Im nächsten Jahre befand sich Paré in gleicher Eigenschaft in der belagerten Stadt Hesdin, welche dann vom Herzog von Savoyen genommen wurde. Auch Paré gehörte zu den Kriegsgefangenen. Nachdem er aber einen der obersten feindlichen Offiziere von einer bedenklichen Wunde hergestellt hatte, wurde er ohne Löse=geld und noch reich belohnt entlassen.

In Paris lebte er fortan seinen Studien und einem reichen Wohlthun. Seine Uneigennützigkeit, seine Tu=genden, sein Wissen hatten die Feinde überwunden, und seine Anerkennung war nun so allgemein und ehrenvoll geworden, daß die gelehrtesten unter seinen Kollegen und Zeitgenossen ihn mit dringenden Bitten bestürmten, die Erfahrungen aus seiner großen Praxis niederzuschreiben. Paré that es und veröffentlichte nach und nach 28 Bü=cher, werthvoll durch die Aufzeichnung einer Menge von Thatsachen und von ihm beobachteter wie behandelter Fälle, sowie durch die Sorgfalt, mit der er es vermie=

den, bloß theoretische, von der Beobachtung nicht unterstützte Rathschläge zu ertheilen.

Die Gunst der verschiedenen Könige, unter denen er fast während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts lebte, blieb ihm unwandelbar treu. Er hatte Franz I. und Heinrich II. als Leibwundarzt gedient und in gleicher Eigenschaft blieb er auch unter Franz II., Karl IX. und Heinrich III., obwohl er Hugenot war und seine Glaubensbrüder eine lange, grausame Verfolgung aushalten mußten. Aber selbst Karl IX., welcher die Bluthochzeit, das schreckliche Gemetzel unter den Hugenotten von Paris anstellen ließ, konnte es nicht über sich bringen, den alten, hochverdienten Paré dabei umkommen zu lassen. Als die Bartholomäusnacht mordschwanger einbrach, war es vielmehr Karl IX. selber, der zu Paré schickte und ihm befahl, während der Nacht im Palast zu bleiben und denselben ja nicht zu verlassen, „da es unvernünftig sei, daß Jemand, der so vielen Menschen das Leben gerettet, niedergemetzelt werden solle." Auf solche Weise entkam Paré dem Blutbade dieser Nacht.

In hohen Jahren und Ehren starb er erst am 22. Dezember 1590, als „erster Barbier der Könige Heinrich II. und Karl IX.", wie er sich selbst in seiner Bescheidenheit nicht anders genannt hatte.

L'Estocq,

russischer Geheimerath.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

L'Estocq.

Am Hofe Peter des Großen wimmelte es von Fremden und einheimischen Abenteurern und Emporkömmlingen. Der Zar nahm Jeden, den er für fähig hielt, ihn in seinen Ideen zu unterstützen, in seine Dienste und überschüttete ihn mit Ehren und Würden. Er war der erste Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen, der das große moskowitische Reich aus der halbasiatischen Barbarei herausreißen und mit der Civilisation Europa's in organische Verbindung bringen wollte. Sein Feuereifer, der Dinge und Menschen schonungslos dieser großen Aufgabe unterwarf, ließ ihm Jeden willkommen erscheinen, der sich dazu willig zeigte. Seitdem dies in Europa bekannt geworden, strömten abenteuerungslustige Menschen jeden Standes nach dem neugeschaffenen Petersburg, um dort, wo man europäisch Gebildete mit

offenen Armen aufnahm, ihr Glück zu machen. Gar manche, Russen wie Ausländer, sind derartig aus meist dienenden Stellungen und den niedrigsten Gesellschaftsklassen in dem Rußland Peters und seiner nächsten Nachfolger zu den Höhen der Staatswürden und oft fürstlicher Macht emporgestiegen; viele davon haben aber auch erfahren müssen, wie solch stürmisches Emporkommen ebenso jähem Wechsel unterliegt und Niemand von solcher Art sich vor seinem Ende glücklich preisen darf.

Einer der bedeutendsten unter diesen russischen Glücksrittern des vorigen Jahrhunderts ist Johann Hermann L'Estocq.

In Celle im Hannöverschen war sein Vater, einer der aus Frankreich ausgewanderten Protestanten, Barbier und Wundarzt. Sein Sohn, der eine so merkwürdige Laufbahn durchmachen sollte, wurde ihm im Jahre 1692 geboren und lernte als aufgewachsener Bursch bei ihm das Handwerk. Kaum fertig mit der Lehrzeit, ging der junge L'Estocq auf die Wanderschaft, hörte dabei von Petersburg, von dem Zar Peter und seiner Gunst gegen alles Handwerk, und beschloß daraufhin sich nach der neuen russischen Hauptstadt an der Newa zu begeben.

Hier, wohin er 1713 als junger Mensch von 21 Jahren kam, bot sich ihm bald Gelegenheit, an einen

Großen des Hofes mit seinem Bartmesser zu gelangen. Geweckten Geistes, leichten Blutes, und sowohl in der deutschen, wie auch vom Elternhause her in der französischen Sprache geläufig, war er zum Glückmachen in Petersburg in besonderer Weise geeignet. Der Zar wurde auf ihn aufmerksam und nahm ihn als Barbier und Wundarzt in seine Dienste. In Rußland war ja von einer Chirurgie, wie sie von den Barbieren namentlich in Frankreich ausgeübt wurde und wie sie L'Estocq von seinem Vater praktisch gelernt hatte, noch so gut wie nichts bekannt.

Einmal am Hofe des Monarchen, der aus dem Bäckerjungen Menschikow einen Minister gemacht, verstand der kluge und verschmitzte L'Estocq bald, wie er es aus einem Barbier zu etwas Größerem bringen könnte. Es galt vor Allem, sich die besondere Gunst und das Vertrauen seines Gebieters zu erwerben und der Zarin Katharina, sowie den mächtigen Günstlingen sich angenehm zu zeigen. Mit seinen persönlichen Eigenschaften war dies dem hübschen Mann leicht; seine ererbte französische Beweglichkeit, die Eleganz, die er sich in seinem Benehmen, und die Bedeutung, die er sich durch sein fertiges Französisch zu geben wußte, gewannen ihm Sympathien, und nebenbei brachte es ja sein Dienst, seine

mannichfache Hilfeleistung als Wundarzt mit sich, daß er in die vertrautesten persönlichen Beziehungen zu der kaiserlichen Familie trat. Die Versuchungen in solcher Stellung mochten zu früh und zu stark für ihn gekommen sein; denn Zar Peter ließ ihn eines schönen Tages in eine Kibitke setzen und nach dem fernen Kasan transportiren, um dort über die Leichtfertigkeit einiger Streiche am petersburger Hofe nachzudenken.

Glücklicher Weise lebte Peter nicht mehr sehr lange darnach, und seine Gemahlin Katharina I., die den Thron bestiegen hatte, erinnerte sich noch mit Wohlwollen des armen, in Ungnade gefallenen L'Estocq. Sie rief ihn aus der Verbannung zurück und konnte ihn nicht angenehmer entschädigen, als daß sie ihn zum Wundarzt an dem Hofe ihrer Tochter Elisabeth ernannte.

Elisabeth war damals ein blühendes, üppiges und leidenschaftliches Mädchen von sechzehn Jahren. Wer ihren Launen schmeichelte, erhielt schnell und unbedingt ihre Gunst geschenkt. L'Estocq war der rechte Mann dazu, ihr Vertrauter in all den vielen Palastabenteuern zu werden, an denen die Prinzessin Gefallen fand, und war er nun nicht ein Günstling von dem Gewicht eines Menschikow am kaiserlichen Hofe selbst, so nahm er eine ähnliche Stellung doch an dem besonderen und fast un-

abhängigen Hofe der Tochter Peter des Großen ein. An diesem galt er, wenn nicht Alles, so doch etwa so viel wie Olivier Le Daim bei Ludwig XI. und Slagḧök bei Christian II. von Dänemark. Er war ein Barbier mehr, der Hofkamarilla trieb.

Politisch hatte dies freilich nichts zu bedeuten. Elisabeth hatte in ihrer Jugend für alles Andere mehr Sinn und Leidenschaft als für die Politik, und sie sah es mit Gleichgiltigkeit an, daß man ihre Anrechte an den Thron bei Seite schob, als die sterbende Kaiserin Anna 1740 ihren Enkel Iwan, ein Kind von zwei Monaten, ausdrücklich zum Nachfolger bestimmte und zur Regentin während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Anna Karlowna einsetzte. Jetzt gährte es aber ehrgeiz in L'Estocq; denn dies Alles war das Werk von Günstlingen wie Biron und Ostermann, denen er aus vielerlei Ursachen feindselig gesinnt war und deren Triumph er nicht verwinden konnte.

Warum sollte nicht Elisabeth als rechtmäßige Erbin des Thrones ihn auch einnehmen? Warum sollte er nicht thun können, was die Ostermann und Biron gethan — eine Palastrevolution ausführen? Gelang ihm dies, so wurde er, was jetzt Biron war, der allmächtige Mann im Reiche, der Herrscher durch die von ihm be-

herrschte Kaiserin Elisabeth, und er konnte es so gut werden wollen, wie Biron es geworden; denn war er gleich nur ein Barbier von Ursprung, so Biron nicht viel Höheres und jetzt doch Herzog von Kurland.

Als L'Estocq vertraulich eine solche Idee der Prinzessin Elisabeth mittheilte, schüttelte sie mit dem Haupt und antwortete, er möchte sich dergleichen aus dem Sinn schlagen; sie wolle nicht Kaiserin werden, da sie unabhängig nach ihrem Willen zu leben vorziehe.

L'Estocq gab deßwegen aber seinen Plan noch nicht auf; im Gegentheil, als manche Umstände eintraten, welche Elisabeth günstiger dafür stimmen konnten, kam er von Neuem und dringlicher mit seinen Einflüsterungen zu ihr. So wurde Elisabeth empört, daß man sie mit einem häßlichen Mann verheirathen wollte — das bildete einen ersten Beweggrund für sie, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, lieber Kaiserin zu sein. Sodann hatte der französische Gesandte, Marquis de la Chetardie, L'Estocq's geheime Wünsche zu den eigenen gemacht und arbeitete darauf hin, daß Elisabeth auf den Thron gesetzt werde, damit sie Frankreich sich verpflichtet fühle und Rußland dann Oesterreich in dem ausgebrochenen Erbfolgekriege nicht zu Hilfe käme. Die Prinzessin fühlte sich von dieser französischen Intrigue

zu ihren Gunsten geschmeichelt und zeigte sich schon bereit, der Verschwörung zuzustimmen.

Keiner fühlte sich stolzer deßwegen wie L'Estocq. Er sah sich bereits an der Spitze des russischen Reiches und konnte sich nicht so bezähmen, daß einzelne seiner prahlerischen Reden nicht hätten Verdacht erwecken sollen. Es war nahe daran, daß die Verschwörung entdeckt wurde, wäre die Regentin Anna mißtrauischer gewesen. So aber begnügte sie sich, die Prinzessin Elisabeth über die umlaufenden Gerüchte zur Rede zu stellen und die Sache für abgethan zu halten, als diese unter Thränen ihre Unschuld versicherte. Die Verschworenen kamen wirklich nur mit dem Schreck davon, denn die Regentin wollte nicht an eine Gefahr von Seiten der ehrgeizigen Prinzessin glauben.

Desto mehr eilten nun jedoch der französische Gesandte und L'Estocq, ihren bereits in Szene gesetzten Plan auszuführen. Elisabeth zauderte im letzten Moment.

„Sie müssen," rief ihr L'Estocq zornig zu, „oder Alles ist morgen entdeckt und Sie kommen zeitlebens ins Gefängniß, kaiserliche Hoheit."

Vor einem solchen, nur zu gewissen Schicksal graute ihr. Sie ließ geschehen, was ihr Rathgeber wollte.

In der Nacht vom 5. zum 6. Dezember 1741

rückten die bestochenen Garden unter L'Estocq's Anführung vor den kaiserlichen Palast. Die Regentin wurde überfallen und nebst ihrem Gemahl gefangen abgeführt, der junge Iwan nach Schlüsselburg gebracht, alle Anhänger Anna's verhaftet. Morgens um acht Uhr war die Revolution beendigt und die Truppen huldigten Elisabeth als Kaiserin.

L'Estocq hatte sie in Wahrheit mit Hilfe des Marquis de la Chetardie dazu gemacht und es konnte nicht fehlen, daß ihm zum Lohn eine Stelle in der neuen Regierung, wenn auch nur im Rath derselben, zufiel. Elisabeth erhob L'Estocq zu ihrem ersten Leibarzt, zum Präsidenten des Medicinalkollegiums, Director sämmtlicher medizinischer Anstalten des Reichs und zum Wirklichen Geheimen Rath. Der König von Polen beeilte sich, mit der Gratulation für die neue Kaiserin ihrem Vertrauten den Grafentitel und sein Bildniß in Form eines Ordens zu verleihen.

Mit alledem hätte sich der Ehrgeiz L'Estocq's begnügt. In Wahrheit hatte er zu wenig Geschick für die große Politik und zu wenig Gefallen daran, als daß er nach so glänzenden Machtstellungen, wie vor ihm die Emporkömmlinge Menschikow, Ostermann und Biron eingenommen hatten, begierig gewesen wäre. Er war

zufrieden, den obersten Personen des Reiches und den hohen Würdenstellungen zuzugehören und bei der Kaiserin, welcher als Prinzessin er schon sechzehn Jahre lang treu und in vertrauter Art gedient, der maßgebendste Rathgeber zu sein. Gerade deßhalb verlangte aber Elisabeth, welche selbst kein Talent zum Regieren, wenn auch, wie sich sogleich zeigte, zum grausamsten Despotismus hatte, daß L'Estocq sich in allerhand politische Angelegenheiten mischen sollte, für welche andere Personen beamtet waren. In Folge dessen verletzte L'Estocq viele der hohen Beamten in ihrer Eitelkeit und Würde und machte sie sich zu erbitterten Feinden; andererseits glaubte er als verdientester Mann um die Einsetzung der Kaiserin Elisabeth gegen diese selbst nicht mehr die früheren Rücksichten eines Untergebenen nehmen zu dürfen, bekrittelte allzu freimüthig manche ihrer Handlungen privatester Natur, setzte ihren Launen Widerstand entgegen und erlaubte sich Eigenmächtigkeiten gegen ihre Anordnungen, wodurch er häufig ihren Zorn erregte und mehr und mehr ihre Gunst verscherzte. Unter solchen Umständen gelang es seinen Feinden, ihn zu stürzen und als einen gefährlichen Mann zum Prozeß zu bringen. Die Kaiserin ließ ohne eine Spur von Theilnahme den alten und ihr so ergeben gewesenen Günstling fallen.

L'Estocq überraschte ein solcher Umschlag seines Geschickes wenig. Er hatte während seines Lebens in Petersburg gesehen und erlebt, wie aus den Niedrigsten über Nacht durch kaiserliche Laune Grafen und Fürsten und allmächtige Staatsmänner, Feldmarschälle und Generäle entstanden; wie sie dann über Nacht auch wieder schonungslos in das Nichts und in das Elend zurückgeschleudert wurden. An sich selbst erfuhr er nun zum zweiten Male, was es heißt, Günstling am Hofe sein.

Man hatte ihn in der Nacht in seinem Palast aufgehoben und nach der petersburger Festung gebracht. Mit Gleichmuth, selbst mit Heiterkeit erwartete er hier seinen Prozeß; denn im Grunde hatte er, außer der Verschwörung, welche die jetzt regierende Zarin auf den Thron gehoben, nichts so Verbrecherisches begangen, was ihm ernstlich hätte zur Last gelegt werden können. Wie freilich dergleichen Prozesse in Rußland endigten, wußte er und bezweifelte auch gar nicht, daß er nach Sibirien kommen und der vornehme Graf und Geheime Rath L'Estocq fortan nur als irgend eine Nummer im Dunkel des Exils weiter existiren werde. Doch so einfach ließen ihn seine Feinde nicht den jähen Wechsel des Glücks durchmachen. Sie wollten ihn zu einem Schuldigen stempeln, der durch den Prozeß bürgerlich infamirt

und für immer unmöglich werde. Er sollte Verbrechen, die man ihm aufrechnete, eingestehen, und als er sich dessen weigerte, machte man Anstalten, ihn zu foltern. Da sank ihm der Muth und vor Schrecken räumte er Alles ein, was man wollte.

Jahrelang hatte dieser Prozeß gedauert. Jetzt war er beendigt, L'Estocq wurde aller seiner Ehrenstellen und Güter für verlustig erklärt und nach Uglitsch verbannt. Mit seinem treuen Weibe, seiner dritten Gemahlin, einer geborenen Freiin von Mengden, zog er aus Glanz und Ehren 1755 armselig in die Verbannung. Drei Jahre ließ man ihn in Uglitsch, dann kam er nach Ustjug-Weliki unter Aufsicht und verblieb hier neun Jahre. Erst Elisabeth's Tod gab ihn dem Leben und der Gesellschaft wieder. Peter III., welcher fast alle politische Verbannte aus Sibirien zurückkommen ließ, gewährte auch L'Estocq diese Gnade. Er erhielt alle seine Ehrenstellen zurück. Katharina II. enthob ihn derselben allerdings in einigen Ungnaden wieder, doch ließ sie ihm sein Gehalt und den Frieden in der einsamen Zurückgezogenheit; denn L'Estocq hatte keine Kinder. Als Fünfundsiebziger starb er im Jahre 1767.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Tobias Smollet,

Schriftsteller.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Tobias Smollet.

An einem Sommertage des Jahres 1740 marschirte froh und frisch ein junger Mensch von Norden her nach London zu. Er pfiff sein Lied und schaute förmlich schadenfroh auf die alte schwere Postkutsche, die vollgepackt mit Männern und Frauen und Koffern an ihm vorüberfuhr. Wie keuchten diese Reisenden unter der Hitze in dem stickigen Kasten! Wie ängstlich schaute manches Gesicht heraus auf die Poststraße, weil es da nicht geheuer war und räuberisches Gesindel manchmal gerade in der Nähe der Hauptstadt den Reisenden das Geld abnahm!

Der Wanderer hatte dergleichen nicht zu fürchten. Was er bei sich hatte, war kein Begehr für Spitzbuben; aber für ihn war es ein Schatz. Zuweilen holte er diesen Schatz aus seiner Tasche hervor — ein dickes Heft Papier, eng vollgeschrieben Seite um Seite. Mit

einer Miene freudigen Stolzes überlas er davon Manches, und war es eine Weile einsam auf dem Wege, so hob er an, laut aus diesem Heft zu lesen, mit sich steigerndem Pathos zu deklamiren und in ein Feuer dabei zu gerathen, daß er mit seinem Knotenstock in der Luft umherfocht und in Gedanken den schönsten Mord beging.

Allerdings nur einen Theatermord, der bekanntlich die umgebrachten Schauspieler nicht verhindert, auf einen Applaus hin sofort wieder lebendig zu werden und vor dem verehrlichen Publikum ihre Verbeugung zu machen. Was dieser junge Mann als Manuscript bei sich hatte, woraus er zu seinem Gaudium und um sich den Weg zu kürzen so begeisterungsvoll deklamirte, war in der That ein Theaterstück, wofür noch kein Straßenräuber an einem lebenden Dichter sich vergriffen hat. Aber, wie gesagt, dieser junge Wanderer betrachtete es als einen Schatz; denn er hatte das Stück selber verfaßt, es war sogar ein Trauerspiel und noch dazu in Versen und hatte den schauervollen Titel: „Der Königsmord."

Nun tauchten in nebeliger Ferne die Thürme von London vor ihm auf. Ihm war, als grüßen sie ihn wie einen Erwarteten. In seiner Phantasie gaukelte er sich Bilder vor, die ihn in Entzücken versetzten. Er

wähnte, sich im Theater zu befinden, wo man seinen „Königsmord“ spielte. Das dicht gedrängte Publikum horchte athemlos auf die Verse, schaute gespannt auf den Verlauf der Szenen, bis es in donnernden Beifall ausbrach. Auf Aller Lippen schwebte das Lob für den Dichter; als einen zweiten Shakespeare pries man ihn, und die Aera des Glücks, des Ruhmes, des Reichthums öffnete sich diesem unter Pauken, Trompeten und Jubelruf.

So träumte Tobias Smollet, seither seines Zeichens Barbier und eben Gesell vom Handwerk, wohlgeprüfter Heilgehilfe, in Glasgow geworden.

Außerdem noch ein Dichter.

Zwar nur erst einer, der sich selbst dafür hielt und der erst ein Trauerspiel geschrieben, welches sonst noch kein Mensch kannte und bewunderte. Indessen — da war London, wo einst Shakespeare als bisher unbekannter Mensch sein Glück als Poet gemacht; da war auch für Tobias Smollet der Platz, von dem aus sein Ruhm aufsteigen, wo man sein Trauerspiel aufführen, es bewundern und ihn anerkennen sollte.

Guter Tobias, er war der Erste nicht, der sich berauschenden Träumen des Ehrgeizes in der Naivetät der Jugend überließ und der bald ernüchtert erkannte, daß er Irrwischen nachgegangen! In einigen Tagen

war es ganz anders mit ihm bestellt. Er ging zu diesem und jenem Theaterdirector mit seinem Manuscript; ein jeder bedankte sich für diese Ehre und erklärte, es nicht annehmen zu können. Was war der Schatz, auf den Tobias so viel gehalten, nun werth? Von Enttäuschung zu Enttäuschung sank in seinen eigenen Augen der Werth seines Trauerspiels immer mehr, und schließlich hielt er das geschriebene Heft in der Hand wie ein Urtheil, das über seinen Bankerott gefällt war. Ins Feuer flog das unglückselige Stück und arm wie Hiob, auch an Hoffnungen, sah Tobias es zu Asche werden.

Aus war es mit dem Poetentraum und der Barbier nahm demüthig seinen Rückzug auf den Boden seines Handwerks. Er konnte Gott danken, daß ihm dieser Boden offen stand, auf dem in der Noth das umhergeschleuderte, kurslos gewordene Fahrzeug seines jungen Lebens zu ankern vermochte. Handwerk hat einen goldenen Boden; wer mit leeren Händen von der Jagd nach dem äußeren Glück endlich trostarm und gebrochen heimkehrt, der hebt aus diesem Grunde noch immer goldene Pfennige, langsam, mühevoll, aber sicher, und unter rühriger Arbeit mehr und mehr zu einem Schatz sich sammelnd.

Tobias Smollet fand eine Stelle als Unterwundarzt auf einem englischen Kriegsschiffe, welches nach Westindien segelte.

Sechs Jahre lang stand er in diesem Dienst und er bot seinem reichen Geist, seiner lebhaften Phantasie eine Fülle von Anregungen, Beobachtungen, Welt- und Menschenkenntniß, die ihm eine Reife seines Innenlebens verschafften, welche der ungestüme Ehrgeiz dichterischen Wollens vorher nicht ersetzen konnte. Wie nach einem Studium trat jetzt die Poetennatur Smollet's geklärter und ihrer Kraft sich bewußter, in ihren Zielen bescheidener, wieder hervor. Von der Meerfluth unter den tropischen Zonen gewiegt, hatte der Wundarzt den alten lieben Träumen nachgehangen, die einst dem Barbierburschen das Trauerspiel eingegeben und die den jungen Heilgehilfen nach London gelockt hatten, um sein Stück zur Aufführung und sich damit zu dichterischem Ruhm zu bringen. Nach Schottland flog von weiter, weiter Ferne in einer fremden Welt sein Sinn, nach seinem schönen romantischen Heimathlande, wo er in der Grafschaft Dumbarton 25 Jahre zuvor geboren worden, wo er in Glasgow barbieren und etwas Chirurgie gelernt. Trauerkunden und Jammerrufe waren von daher bis über den Ozean zu ihm hingeklungen. Der Herzog

von Cumberland hatte in der Schlacht bei Culloden den letzten Stuart in blutigem Kampf besiegt und mit Feuer und Schwert dann an den Schotten ihre Unterstützungen des Prätendenten gerächt. In Trauer und aus tausend Wunden blutend lag das Volk, und einer seiner Söhne gab nun in Dichtung wieder, was Herzen und Geister in dieser Lage erfüllte. „Schottlands Thränen" — das war das Gedicht Tobias Smollet's, mit dem er wieder Englands Boden 1746 betrat, in dem er über Cumberland's Grausamkeiten das Gericht eines muthigen und patriotischen Poeten hielt. Und anders, als wie einst das Trauerspiel, mit dem er zum ersten Mal nach London kam, war der Erfolg mit diesem Gedicht. Es erregte Aufsehen und Bewunderung, und Tobias Smollet war auf einmal ein gefeierter Name der englischen Literatur.

So hatte sich denn doch erfüllt, wovon der Ehrgeiz des jungen Heilgehilfen geträumt. Als er nun auch, geschmückt mit dem ersten Ruhmeskranz des Dichters, vergeblich um eine neue Anstellung als Wundarzt auf der Flotte sich bemühte, erachtete er dies für ein Zeichen, völlig dem Dienst der Musen sich zu widmen, gleichwie er nach seinem ersten unglücklichen Versuch sich entschied, zu seinem Handwerk zurückzukehren.

Mit fleißiger Feder schrieb er nun, wozu seine Phantasie und die auf den Seereisen und in den fernen Ländern erworbenen Kenntnisse ihn anregten. Es waren nicht nur Romane, mit denen er Erfolg zu haben suchte, sondern auch Geschichts- und Reisewerke, politische Satiren, Gedichte und Schauspiele. Mit manchen Werken, wie mit den Romanen „Peregrine Pickle“ (1751), „die Expedition von Humphrey Clinker“ (1771), mit seiner Geschichte von England (1758) und seiner Uebersetzung des Don Quixote, fand er den Beifall seiner Zeitgenossen. Doch kostete er auch reichlich aus dem Wermuthbecher, welcher dem Schriftsteller, der um sein Brod schreiben und immer nur aus sich selber den Stoff und die Ideen zu seinen Arbeiten nehmen muß, vom Leben damals so gut wie noch heute gereicht wird. Mit Dürftigkeit hatte Smollet genug zu kämpfen trotz seinem Fleiß, und eben deßwegen ward sein Fleiß Flüchtigkeit und sein bedeutendes Talent zersplitterte und verflachte sich in allerhand Arbeiten, während eine ruhigere, der Sorge mehr entrückte Sammlung seiner Kraft auf ein bestimmtes Gebiet ihm größere Anerkennung und Verdienste eingetragen hätte. Auf einer seiner, gern für neue Studien unternommenen Reisen starb er 1771 zu Livorno, während seines Lebens immerhin doch zu-

frieden, daß er seine lebhafte Innenwelt nach freiem Willen schriftstellerisch hatte austönen können und aus eigenem Erkennen seiner Begabung, mit Energie und Fleiß sich seinen Platz in der Literatur erobert hatte.

Richard Arkwright,

Erfinder der Spinnmaschine.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Richard Arkwright.

Die Stadt Bolton liegt in der englischen Grafschaft Lancaster, nicht weit von Manchester. Seit alten Zeiten ist sie ein Hauptplatz für Baumwollenmanufakturen, die durch flamländische Einwanderer schon Mitte des vierzehnten Jahrhunderts dorthin gebracht worden. Sie wuchs durch diese Industrie zu einer bedeutenden, volkreichen Fabrikstadt an und erfreute sich nicht minder eines ungewöhnlichen Wohlstandes unter den Städten Englands.

In einer Straße dieser Stadt gab es Mitte des vorigen Jahrhunderts einen Keller, über dem ein Schild angebracht war mit der Inschrift:

„Kommt zu dem unterirdischen Barbier, er rasirt für einen Penny."

Du lieber Gott, der arme Teufel, welcher in diesem Keller wohnte, hatte hier eben sein eigenes Barbier-

Geschäft angefangen und that's so billig, um sich erst eine Kundschaft zu erwerben! Es war ihm sehr gleichgiltig, daß alle anderen Barbiere in Bolton empört wurden über eine solche Konkurrenz durch Herabsetzung des üblichen Preises; denn ein anständiger Gentleman, der sich im Laden rasiren ließ, zahlte doch, wenn nicht zwei, so mindestens anderthalb Pence. Um nun dem unterirdischen Barbier sein Spiel zu verderben, setzten die anderen Barbiere ihren Preis ebenfalls auf einen Penny herab. Flugs aber kam der im Keller mit einer neuen Ankündigung, welche also nach der Straße hin lockte:

„Sauberes Rasiren für einen halben Penny!"

Billiger konnte er es am Ende nicht mehr thun und es war wohl auch zu billig; mindestens quälte sich der unterirdische Barbier mehrere Jahre lang vergeblich, auf einen grünen Zweig zu kommen. Eines schönen Tages war er sogar aus seinem Keller verschwunden.

Indessen, Richard Arkwright, so hieß dieser arme Barbier, war, was man einen gewiegten Jungen nennt. Er war auch noch jung, um es gut mit dem Kampf des Lebens aufnehmen zu können, und hatte er auch weder lesen noch schreiben gelernt, so ängstigte er sich dennoch nicht, durch die Welt zu kommen. Daß er nicht auf den Kopf gefallen und nach dem Fiasco mit

dem Rasiren zu einem halben Penny im Keller nicht entmuthigt war, bewies er durch den Eifer, mit dem er nun mit Haaren handeln ging.

Zu jener Zeit trug man Perrücken, und dergleichen anzufertigen war eins der lohnendsten Geschäfte für die Barbiere, derartig, daß sich manche bloß Perrückenmacher nannten und damit die Ahnen der Haarkräusler oder der heutigen Friseurs geworden sind. In dieser Abzweigung haben sie nach dem Gesetz der Natur freilich längst die Stammgattung vergessen, aus der ihre Entwickelung als Künstlerart stattgefunden hat.

Arkwright vollzog diesen Uebergang vom Barbier zum Perrückenmacher mit eben so großer Behendigkeit wie geschäftlichem Eifer. Er wanderte umher, um Haar zu den Perrücken aufzukaufen, und pflegte sich auf die Miethsmärkte in Lancashire zu begeben, um sich in den Besitz der langen Flechten der dort sich einfindenden Dienstmägde zu setzen. Nicht daß er als einer jener Zopfabschneider sich schrecklich gemacht, wie in unserer Zeit gelegentlich der Fall war, sondern Richard Arkwright konnte sehr liebenswürdig die Mädchen beschwatzen, ihm für ein paar Schillinge ihren Haarschmuck auszuliefern, der ja nach etlichen Monden wieder gewachsen sein mußte. Und damit dies schneller und noch schöner

erfolge, gab er ihnen ein unübertreffliches Haarwuchswasser, dessen wunderbare Kraft und Eigenschaft selbst jede kahle Stelle des Hauptes in einen üppigen Flor von Haaren wandele. Dieselbe geheimnißvolle Kunst, mit welcher er diese Tinctur hergestellt, theilte er seinen chemischen Haarfärbemitteln mit, welche er um guten Preis an den Mann zu bringen wußte. So schlug er sich recht und schlecht durch und fand bei diesem Handeln und Wandeln auf den Märkten auch das Mädchen, dem er nicht nur das Haar, sondern auch das Herz abgewann und mit dem er sich nun einen kleinen bescheidenen Hausstand gründete.

Dies wäre Alles gut und vielleicht vortrefflich für ihn gewesen, wenn Arkwright nicht einen unwiderstehlichen Hang nach Erfindungen gehabt hätte. Mit der Erfindung von Haarwuchs- und Haarfärbewassern war lange nicht der Ehrgeiz und die Lust des Barbiers an Grübeleien über Lösung geheimnißvoller Fragen erschöpft. Dergleichen lag damals zudem in der Luft. Wie früher alle abenteuernden und vom Geheimnißvollen angezogenen Geister sich auf das Goldmachen und die Entdeckung des Steins der Weisen warfen, so quälten sich im vorigen Jahrhundert und noch länger eine Menge gelehrter wie ungelehrter Köpfe damit ab, das Perpetuum mobile,

die Kraft der Kräfte, das Urprinzip der Bewegung, zu erfinden.

Arkwright betrieb dies mit einer Leidenschaft, die desto mehr wuchs, je mehr er glaubte, daß er auf dem richtigen Wege zur Erfindung einer Maschine sei, welche sich für die ihm wohl bekannten Baumwollenindustrien von Bolton nutzbar machen ließe. Von Eins gelangte er dabei zum Andern; vom Perpetuum mobile zur Idee einer Spinnmaschine. Hatte er sich deren Herstellung ausgegrübelt, so lief er zu Mr. Kay, einem Uhrmacher in Warrington, der ihm nach seinen Angaben das Modell herstellen mußte. Kay hatte er auf seinen Hausirfahrten durch das Land kennen gelernt, Kay wurde sein Vertrauter; von diesem lernte er Manches vom Wesen der Mechanik, bei diesem ließ er die alten, als unpraktisch erwiesenen Modelle immer wieder verbessern. Schon nannten ihn wegen dieser Geheimnißthuerei mit seiner Erfindung die Leute einen Zauberer, wie dies damals üblich im Volke war; schlimmer aber war es für Arkwright, daß seine Frau auf diese Zauberkünste immer übler zu sprechen kam, weil sie viel Geld kosteten und der Ehegemahl darüber sein Geschäft des Perrückenmachens arg, ja zuletzt völlig vernachlässigte. Da fuhr sie einmal im Grimm über seine Modelle her und schlug

sie zusammen, damit endlich Ruh damit werde und ihr Mann aufhöre, Zeit und Geld leichtsinnig für dergleichen unnütze Dinge zu verschwenden. Aber Arkwright nahm dies seiner Frau sehr übel und seine Liebe zu ihr versank plötzlich in der Leidenschaft für seine Erfindung. Empört über die Unwürdige, trennte er sich sofort von ihr, um nun einzig und ungestört seiner Maschine zu leben. Das Perrückenmachen brachte überdies so gut wie Nichts mehr ein, als die Mode mehr und mehr sich wieder der freien, natürlichen Haartracht zuwandte. Allerdings, das Grübeln und Erfinden verschaffte Arkwright noch weniger Einnahmen, und in bitterster Armuth, kaum nothdürftig bekleidet, lebte er jetzt in seiner Geburtsstadt Preston, wo noch mehrere von seinen zwölf Geschwistern wohnten. Der Enthusiasmus für seine Spinnmaschine erlitt trotz all dieser Trübsal aber keine Beeinträchtigung, im Gegentheil, er arbeitete mit fieberhafter Anstrengung weiter.

Es ist etwas Wunderbares, wie Bedürfnisse, welche ein Zeitalter allgemein empfindet, die Geister in Bewegung setzen, um etwas zur Befriedigung derselben zu erfinden. Es ist nicht Einer, es sind meist Mehrere, die gleichzeitig von einer und derselben Idee, als sei sie ein Fluidum in der Atmosphäre, erfüllt sind und deren

praktische Ausführung ersinnen. So spukte der Gedanke des Buchdrucks gleichzeitig in mehreren Köpfen und Gutenberg brachte ihn nur am glücklichsten zur praktischen Ausführung. In demselben Augenblick, da der Barbier Arkwright sich um Herstellung einer Spinnmaschine abmühte, obgleich er von Spinnen und Mechanik so wenig verstand, wie von Lesen und Schreiben, machte man in Birmingham schon Versuche mit einer solchen, wie sie, freilich sehr unvollkommen in der Leistung, Lewis Paul sich hatte patentiren lassen, und grübelte ein Blattmacher in Leigh, Namens Highs, über dieselbe Erfindung nach. In Bolton selbst, diesem Sitz der Baumwollenmanufactur, arbeitete ebenso Jacob Hargreaves daran, und James Watt war nach jahrelangen Mühen und Entbehrungen auch gerade damals so weit, die Dampfmaschine praktisch zu construiren, welche das Antlitz der Welt und das Leben der Menschheit so gewaltig verändern sollte!

Was die Spinnmaschine betrifft, so sollte Arkwright, der Barbier, für dieselbe der glückliche und starke Mann der That werden, wie es Gutenberg für die Buchdruckerpresse gewesen. Er sammelte die zerstreuten Fäden, die der Geist Anderer geschaffen, und wob aus ihnen, nach eigenem Plan, einen neuen und originellen Stoff, ebenso

wie sein Zeitgenosse Watt, der Tischlersohn, sich um Herstellung einer praktischen Dampfmaschine abmühte.

Ein Modell seiner mehr und mehr schon vervollkommneten Maschine, wie es ihm nach seiner Anleitung Kay gemacht, stellte Arkwright im Sprechzimmer des Gymnasiums seiner Vaterstadt aus. Es gab Leute, die ihn deßwegen für einen Narren hielten, um so mehr, als er blutarm war, und man für ihn eine Kollekte veranstalten mußte, damit er nur in einem anständigen Anzuge sich sehen lassen konnte. Es gab auch Andere, die den „Zauberer" für einen gefährlichen Menschen hielten, und die Arbeiter rotteten sich öfter um das Schulhaus von Preston, mit drohendem Gemurre Einer den Andern gegen die Maschine darin aufhetzend. In einer Stadt, wo er zu Hause gehörte und Jedermann ihn als den Sohn armer Leute und als einen armen Barbier kannte, dachte man von seinem Genius sehr gering. Es konnte ihm leicht hier so übel gehen, wie Hargreaves in Bolton, dessen Spinnmaschine kurz zuvor der Pöbel zertrümmert hatte. Klugerweise packte Arkwright daher sein Modell wieder zusammen und wanderte damit hinaus aus seiner Vaterstadt.

Er ging nach Nottingham.

Dort wandte er sich an einige Bankiers um Geld-

unterstützung und erhielt dieselbe auch unter der Bedingung eines Antheils an dem Ertrage der Erfindung. Da die Maschine jedoch nicht so bald fertig wurde, als sie erwartet hatten, empfahlen die Bankiers Arkwright an die Herren Strutt und Need, von denen Ersterer selbst ein Erfinder und glücklich als solcher mit Herstellung eines Strumpfwirkerstuhles war. Strutt würdigte denn auch die Idee Arkwright's vollkommen, machte mit ihm einen Theilhabervertrag und ging rüstig an's Werk. Das Patent wurde auf „Richard Arkwright aus Nottingham, Uhrmacher," genommen und zwar in demselben Jahre 1769, in dem James Watt sich das seinige auf die Dampfmaschine geben ließ, welche Arkwright's Erfindung später zu ihrer vollen, großartigen Bedeutung bringen sollte. Die erste Baumwollenfabrik, die nun in Nottingham unter Strutt und Arkwright entstand, wurde noch mit Pferden betrieben; dann folgte die Errichtung einer zweiten in Cromford, deren Maschine mit einem Wasserrad in Bewegung gesetzt ward, wonach man die Spinnmaschine auch anfänglich Waterframe (Wassergestell) nannte.

Im Rohen war das Prinzip gelöst; aber Arkwright ruhte nicht, alle Einzelnheiten seiner Maschine immer mehr zu vervollkommnen. So wurde sie bald in her-

vorragendem Grade praktisch und brachte den gehofften Nutzen. Aber dieser Erfolg wurde unter vielen Mühen und entmuthigenden Zwischenfällen erreicht. Einige Jahre lang war die Spekulation ohne Gewinn und verschlang nur eine Menge von Kapital. Neid und Feindseligkeit der anderen Fabrikanten von Lancashire suchten den Fortgang der neuen Unternehmung unmöglich, das Patent Arkwright's ungiltig zu machen. Der Pöbel ward aufgehetzt und drohte, die Fabriken Arkwright's zu zerstören, ja, eine derselben wurde in der That in Gegenwart einer starken Polizei- und Militärmacht gestürmt und verwüstet. Die Fabrikate wurden geächtet und in Lancashire kaufte kein Mensch davon. Dem Erfinder ging es nicht anders; man schmähte ihn als einen Feind der Arbeiter und eine förmliche Verschwörung ging gerichtlich vor, um das Patent umzustoßen. Wirklich gelang dieser nichtswürdige Streich und die Schadenfreude hallte auf den Straßen wider, als der Prozeß von den Feinden Arkwright's gewonnen war.

„Jetzt haben wir den alten Barbier endlich unter!" rief man ihm höhnisch nach.

„Thut nichts!" antwortete ihnen darauf der alte Barbier mit stoischer Ruhe. „Ich habe noch ein Rasiermesser übrig, um Euch Alle zu barbieren."

Und in der That, die Energie Arkwright's machte alle Intriguen und Umtriebe seiner Feinde zu Schanden. Es gelang ihm, neue Fabriken in den Grafschaften Derbyshire und New-Lanark in Schottland zu gründen; die alten Werke in Cromford kamen auch in seine Hand, nachdem das Verhältniß mit Strutt wieder gelöst worden. Die Menge und die Vorzüglichkeit seiner Gewebe war so groß, daß Niemand mehr mit ihm den Wettkampf erfolgreich aufnehmen konnte. Bald hatte er den ganzen Markt für sich, beherrschte denselben unumschränkt und der frühere arme Barbier wurde ein Millionär.

Alles hatte er von diesen in Erstaunen setzenden Erfolgen nur sich selbst, seiner großen Charakterstärke, seinem Muth, seiner Umsicht und genialen Auffassung praktischer Verhältnisse zu danken. Aus Niedrigkeit hatte er unter den ungünstigsten Umständen sich zu dem großen Fabrikanten emporgeschwungen, welcher ein ganz neues, das moderne Fabriksystem in England begründete und damit die Quellen ungeheurer Reichthümer, ungeheurer Arbeit eröffnete, die Millionen ihr Brod gab. Er arbeitete mehr wie der fleißigste seiner Arbeiter, auch als er schon auf der Höhe seines Wohlstandes und Ansehens war. Von Morgens vier Uhr bis Abends sechs sah man ihn in seinen Fabriken und dann zog er

sich in sein trauliches Heim zurück, um zu lernen, die größten Lücken seiner Bildung möglichst auszufüllen. Im fünfzigsten Lebensjahr fing er noch an, die englische Grammatik zu studiren, im Schreiben und Lesen sich zu vervollkommnen.

Achtzehn Jahre, nachdem er seine erste Maschine gefertigt, ernannte man ihn zum High-Sheriff der Grafschaft Derbyshire und bald darauf erhob ihn König Georg III. wegen seiner Verdienste um die Industrie Englands in den Ritterstand. In solch hohen Ehren starb er 1792, und man kann sagen, das englische Volk trauerte, als es seinen Tod erfuhr.

Welch' ein stolzer, glänzender Name in der Geschichte der Barbiere — und doch kaum, daß einer und der andere davon etwas gehört haben mag und sich darum seither gekümmert! Und es ist nicht der erste und nicht der einzige, der mit Ruhm aus der Barbierstube hervorging!

Johann Kaspar Schiller,

Major.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Johann Kaspar Schiller.

An einem luftigen Märztag des Jahres 1749 kehrte im Gasthaus „zum goldenen Löwen“ vor dem Niklasthor der kleinen Neckarstadt Marbach ein noch junger Wandersmann ein und ließ sich von des Wirthes schmuckem Töchterlein, dem Dorle, einen Schoppen Landwein reichen. Dabei sah er dem Mädchen so keck und treuherzig in die Augen, daß es schier erröthete; doch gefiel ihr sichtlich der Fremde, und nach gastlicher Sitte setzte sie sich ihm zur Gesellschaft auf einen Schemel an einem der Holztische und fragte beim eifrigen Strumpfstricken nach Woher und Wohin.

Woher? antwortete gesprächig der Fremde. Direct aus den Niederlanden, aus Holland und Brabant, wo er drei Jahre lang unter den Oesterreichern gegen die Franzosen gedient, als Feldscherer, bis der aachener Frieden ihm den Abschied gegeben. Das berufsmäßige

Soldatenthum in jener Zeit war ein Dienstnehmen nach Landsknechtart. Man ließ sich für eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Dienst anwerben, Soldat wie Feldscherer. So hatte es 1745 der junge Barbier und Wundarzt Johann Kaspar Schiller gemacht, war bei einem Husarenregiment in Holland gewesen und trug nun in gutgefülltem Beutel seine Ersparnisse aus der beendeten Kriegsfahrt bei sich.

Wohin? Nach Württemberg, wo er geboren, kam er heim, um fortan seinen Beruf in friedlicher Bürgerlichkeit zu treiben. Zwar war er in Bittenfeld bei Waiblingen zu Haus, aber Keiner von den Seinen wohnte dort mehr. In Marbach am Neckar dagegen hatte sich eine seiner Schwestern, Eva Margarethe, an den Fischer Stolpp gut verheirathet und sie wollte er zuerst besuchen, ihretwegen vielleicht in Marbach bleiben.

So erzählte er dem Dorle Kodweis im Gasthaus zum goldenen Löwen.

Es gefiel dem Wundarzt in der That im Städtchen und er beschloß, dort zu bleiben und seine Kunst zu versehen. Was den Ausschlag dabei gab, war das Dorle. Der sechsundzwanzigjährige Chirurgus hatte gleich beim Einzug in Marbach sein Herz an die Löwenwirths-Tochter verloren und die Hoffnung gefaßt, mit

ihr sein Hauswesen zu gründen. Er war in seiner strammen Haltung, schlicht, ernst, einsichtig und gemüthlich, eine angenehme und Vertrauen erweckende Persönlichkeit; im derben Wesen, bieder und sittenstreng, ließ er auch über seine Absichten auf Jungfer Dorle nicht lange im Unklaren. Weder sie, noch der Vater setzten ihm Widerstand entgegen und schon ein paar Wochen nach seiner Ankunft trank er seinen Schoppen im Löwen als anerkannter Schatz des Dorle.

Inzwischen hatte er sich im benachbarten Ludwigsburg zur Prüfung für die Ausübung der wundärztlichen Praxis gemeldet und am 11. Juli 1749 fand dieses Examen statt. Daß es durchaus nur dasjenige eines höheren Barbiers war, geht aus den Vorschriften darüber in der württembergischen Handwerksordnung für die „Barbierer und Baader" vom Jahre 1663 und noch 1758 neu herausgegeben, unwiderleglich hervor. Wie der Feldscherer damals in Deutschland nichts Anderes war, als der Barbier in mehr wundärztlichen Hilfsleistungen bei der Armee, so der bürgerliche Wundarzt oder Chirurg lediglich ein dem Handwerk der Barbiere zugesellter Zunftgenosse; erst später, als wie in Frankreich die Chirurgie wissenschaftlich betrieben und für sie ein besonderer Lehrstuhl an den deutschen Universitäten

errichtet wurde, rückten die hier ausgebildeten Chirurgen, beziehentlich Feldscherer, in den höheren Rang der Aerzte vor.

In der erwähnten Barbierer- und Baader-Ordnung Herzog Eberhard's heißt es in Betreff Solcher, die, wie Johann Kaspar Schiller, die wundärztliche Praxis in Württemberg ausüben wollten:

„demnach uns klagbar vorkommen, was gestalten in diesem unserm Hertzogthum und Landen, bey der Chirurgie und Wund-Artzney allerhand Zerrüttung, Unordnung, und Stümplereyen, dardurch die Patienten vielmehr übel verderbet, als auch um Leib und Leben gebracht werden, eingerissen, so fürnehmlichen alles dahero erfolgen thue, daß von vielen Jahren hero, nach Ausweiß unserer Lands-Ordnung (so bißhero billich besser in acht genommen, und ob selbiger steiffer, dann geschehen, gehalten werden sollen) kein Wund-Artzt, Barbierer, oder Baader mehr vor die geordneten Medicos allhier zu Stuttgardt oder Tübingen, zur Examination gestellt, sondern gantz unterlassen worden, dannenhero die Wund-Aertzt, Barbierer, oder Baader, der Wund-Artzney, da sie weder examinirt noch approbirt, zu der Patienten nicht geringem Nachtheil und Schaden sich unterfangen" u. s. w.

Und ferner „von denen Approbandis: oder denen, die Meister in der Wund=Artzney werden wollen“:

„Weil man in dieser Kunst nicht Holtz, Stein, Eisen oder dergleichen, wie in anderen Handwerkern, sondern den zum Ebenbild Gottes erschaffenen menschlichen Leib unter Händen und zu curiren hat, deßwegen auch an jedem rechtschaffenen Wund=Artzt große Geschicklichkeit und Vorsichtigkeit erfordert wird; Als sollen diejenige, so Meister zu werden sich anmelden

Erstlichen.

Neben ihren ehrlichen Geburts= und Lehrbriefen, auch ihrer ausgestandenen Wanderschafft, welche sich biß auf Sechs Jahr würcklich erstrecken solle, glaubwürdige Urkunden vorzulegen haben, alsdann sie zum Examine (welcher jederzeit durch unsere verordnete Medicos, und zwey bey fürstl. Cantzley beaydigte Chirurgos . . . vorgenommen werden, vor dessen Ausstehung aber die Gesellen sich des Practicirens bei der in unserer Lands=Ordnung enthaltenen Straff von zwanzig Gulden bemüssigen sollen) zugelassen: und bey solchem insonderheit, wie ein Subjectum beschaffen: und daß

solches nicht nur respondendo bastant, sondern auch in den Handgriffen wohl erfahren und berichtet seye, gesehen werden solle; mit dem ausdrücklichen Anhang, daß wenn ein solcher Examinandus, nicht fundamental und bastant erfunden, derselbe, er seye alsdann von Jahren, oder habe gewandert so lang er immer wolle, er habe schon ein Weib (so einer oder der ander gleichwohl auf sein Abentheur nehmen mag), auch wenig oder viel Kinder, als ein Meister keineswegs admittirt, sondern fortgewiesen, und ihnen das Handwerk zu treiben oder zu practiciren mit nichten gestattet werden solle."

Schiller bestand nun diese Prüfung, die ihn zum Meister im Barbierhandwerk machte und zur wundärztlichen Praxis berechtigte. Elf Tage später feierte er „unter Gottes Beistand," wie er sich ausdrückte, seine Hochzeit mit Dorle Kodweis, ahnungslos, daß aus diesem Bündniß der große Genius erstehen sollte, der den Namen Schiller zur Unsterblichkeit erhob.

Im Kodweis'schen Hause wurde die neue Wirthschaft eingerichtet. Im September 1749 erfolgte Schiller's Aufnahme in den marbacher Bürgerverband und er betrieb nun sein Geschäft als Wundarzt.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Bald jedoch traten Sorge und Noth in die junge Ehe. Der alte Kodweis gerieth durch Spekulationen in Schulden; der Schwiegersohn, der ihm zu helfen suchte, setzte darüber seine Ersparnisse zu. Es kam in Folge dessen zu Zerwürfnissen, die Schiller den Aufenthalt in Marbach verleideten. Auch ging das Geschäft wohl nicht besonders, so daß der Wundarzt leichten Herzens beschloß, wieder durch Eintritt in die Armee eine gesichertere Existenz zu suchen. Der Herzog Karl von Württemberg brauchte damals viel Leute für seine kriegslustige Politik und ließ überall werben. Gern nahm man hier den schon im Militärdienst erfahrenen Schiller an; aber er nahm nicht als Feldscherer Dienste, sondern in der einträglicheren und aussichtsvolleren Stellung als Fourier. Dies geschah anfangs des Jahres 1753.

Seine Ehe mit Dorle war bisher kinderlos gewesen, so daß die junge Frau, die in Marbach zurückblieb, ihre freie Zeit dazu verwenden konnte, in ihrer Eltern Wirthschaft wieder hilfreiche Hand zu leisten. Die Kodweis'schen Verhältnisse wurden freilich dadurch nicht mehr aufgebessert; im Gegentheil verschlimmerten sie sich derartig, daß das Haus mit der Wirthschaft verkauft werden mußte. Schiller ging es dagegen gut in seinem

Dienst und er war nach einigen Jahren zum Fähnrich und Adjutanten aufgerückt. Er stand, seitdem der siebenjährige Krieg begonnen, in Böhmen und Schlesien bei dem württembergischen Heerhaufen, den der Herzog gegen Friedrich gestellt. Die Campagne brachte indessen den Württembergern keine Gelegenheit zu Thaten und schon 1758 kehrte Schiller mit seinem Regiment in die Heimat zurück, so daß er nun auf kurze Urlaubsfristen nach Marbach kommen konnte.

Bereits 1757 war ihm als erstes Kind eine Tochter geboren worden, Christophine, die später als eine der liebenswürdigsten Gestalten auch im Morgenroth des Ruhmes ihres Bruders erscheinen sollte. Dieser selbst erblickte am 10. November 1759 das Licht der Welt in Marbach. Erst im April 1760 konnte der Vater den Neugeborenen begrüßen. Es war dessen Dasein ihm Freude und Stolz und in sein Tagebuch schrieb er damals, daß er „das Wesen aller Wesen gebeten, demselben an Geistesstärke zuzulegen, was er für sich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte". Gern wäre er jetzt mit seiner Familie zusammen geblieben, aber der Dienst litt es nicht. Noch war Kriegszeit und Kriegstreiben und außerdem wurde Schiller nun auch wohlbestallter Hauptmann, womit immerhin sich

eine befriedigende Aussicht auf eine gesicherte Zukunft verband, Grund genug, die militärische Laufbahn nicht wieder aufzugeben.

Vom Jahre 1764 an erlaubten die Umstände es erst wieder, daß die Familie zusammenlebte. Zunächst in Lorch, dann in Ludwigsburg, als Schiller dort in Garnison kam. Nachdem Herzog Karl dann wie mit Zaubermacht das Lustschloß Solitude erbaut hatte, erhielt Hauptmann Schiller daselbst den Posten eines Inspectors, während sein vierzehnjähriger Sohn Friedrich „auf höchsten Befehl“ Zögling der Militär-Akademie wurde, die der Herzog bei jenem Lustschloß errichtete und deren eifriger Director er selber war. Diese Akademie ward dann nach Stuttgart verlegt und hier als Hohe Karlsschule ein berühmtes Institut, wo auch die Chirurgie neben der Medizin wissenschaftliche Behandlung fand. Ein Schüler derselben war Friedrich Schiller, und nachdem er 1780 seine Prüfung in diesem Studium bestanden, ernannte ihn der Herzog zum Regimentsfeldscherer in Stuttgart. Was der Vater einst als Barbier geworden, wurde der Sohn als ein studirter Mediziner; nirgends interessanter und merkwürdiger bietet sich noch ein Beispiel von solchem Uebergang aus diesem Handwerk zu dessen wissenschaftlicher Veredlung.

Die Ernennung seines Sohnes zum Feldscherer machte übrigens dem Vater auf der Solitude einen Kummer, den ein Brief von ihm vom 17. Dezember 1780 ausführlich mittheilt. Es ist eine „tief unterthänigste Entschuldigung und Anzaig der Ursache, daß er anheute nicht mit seinem Sohn sich unterthänigst präsentiren — und seinen tiefsten Dank zu Füßen legen kann". Denn, lautet das Schreiben an den durchlauchtigsten Herzog: „Die vorgestern Abends erhaltene Nachricht von der noch unerwarteten allergnädigsten Placirung meines Sohnes, hat mich und die meinigen zu heißen Thränen des Dankes gegen Gott und Euer Herzogliche Durchlaucht gerührt und ganz trunken vor Freude habe ich mich gestern nach Stuttgart begeben, in der wärmsten Absicht, durch ungesäumte Anschaffung zweier anständigen ganzen Kleidungen diesen meinen Sohn zur unterthänigsten Präsentation und Erscheinung im Publico, in den Stand zu setzen. Nach der Parade, da schon die Kleider in Arbeit gewesen, erfuhren wir, daß Euer Herzogliche Durchlaucht gnädigst befohlen hätten, mein Sohn solle die Uniform eines Regiments-Feldscherers tragen. Eine solche bis heute Mittag zu verfertigen, das wollte unter etlichen Schneidern keiner übernehmen, ich werde sie aber heute so gewiß bestellen

lassen, daß sie bis Morgen Mittag fertig ist. Da ich aber mit den beeden anderen Kleidern, in deren einem er sich heute hätte sehen lassen können, in der besten väterlichen Absicht, einen Aufwand von 120 fl. — gemacht: so erkühne mich, andurch Euer Herzogliche Durchlaucht tief unterthänigst zu bitten, daß mein Sohn außer seinen Verrichtungen beim Regiment, bei dem Bestreben nach einer Praxi in der Statt oder auf dem Lande, diese Kleider anziehen darf. In der freudigsten Hoffnung, daß ich morgen das gnädigste Angesicht Euer Herzoglichen Durchlaucht anschauen, und sodann den höchsten Dank für alle mir und meinem Sohn erwiesene übergroße Gnade, nach Vermögen erstatten darf, bin ich in der tiefsten Erniedrigung

Euer Herzoglichen Durchlaucht
unterthänigst treu gehorsamster
Hauptmann Schiller."

Hierauf erfolgte den nächsten Tag die auf der Eingabe selbst angefügte bündige herzogliche Entschließung:

„Sein Sohn soll uniform tragen."

Der alte Hauptmann mag schier aus der Haut gefahren sein vor Zorn und Furcht, als er darnach von der Flucht seines Sohnes hörte. Ihn versöhnte freilich der dichterische Ruhm, der den Namen Schiller schnell

und in wachsendem Glanz umstrahlte, und noch einmal war es ihm sogar beschieden, den in ganz Deutschland gefeierten Sohn nebst dessen jungem Weibe an's Herz zu drücken und während deren Aufenthalt in Ludwigsburg im Winter auf 1794 auch den hier geborenen Enkel auf den Arm zu nehmen. In seinem großen Sohn sah er die Blüthe seines eigenen Daseins. Nun war es erfüllt. Längst hatte ihn sein Herzog mit dem Rang und Titel eines Majors in den wohlverdienten Ruhestand versetzt, und als er im September 1796, umgeben von seiner treuen Lebensgefährtin und seinen zwei jüngeren Töchtern, starb, war er sich wohl bewußt, als Schiller's Vater ein theures Andenken zu hinterlassen.

Johann Michael Bök,

Schauspieler.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Johann Michael Bök.

Die einzelnen biographischen Bilder, die diese Bändchen der Handwerker-Bibliothek enthalten, sind als einzelne, doch im Zusammenhang stehende Kapitel der Geschichte einer Zunft zu verstehen. So haben wir in den bisherigen dieses Bändchens dargestellt, wie der Barbier aus dem Stand der Leibeigenen und Diener ein freier Handwerker wurde, wie er dann zu wissenschaftlicher Bedeutung als Chirurg sich durchrang; wie überhaupt die ursprüngliche Mannichfaltigkeit seines Berufs mehr und mehr in einzelne besondere Gewerbe auslief, womit nicht nur die Wundärzte, sondern später auch die Perrückenmacher und Haarkräusler oder die modernen Friseure, in neuester Zeit auch die Kunst und Wissenschaft vereinigenden Zahnärzte und Dentisten, sich von dem alten handwerklichen Boden ablösten. Der eigene Genius, Glück und ehrgeiziger Drang des Ein-

zelnen, verzweigen sich ebenso in die verschiedensten Gebiete menschlicher Arbeit und Leistung kühn und merkwürdig; kaum ist in dieser Beziehung ein Gewerk interessanter als das der Barbiere.

Mit Johann Michael Bök, einem geborenen Wiener und gelernten Barbier, eröffnet sich eine neue, überraschend glänzende Aera für die Geschichte aus der Barbierstube. Nicht, daß dieser junge Mann, der sein Handwerk mit der Bühne vertauschte, einer der bedeutenden deutschen Schauspieler im vorigen Jahrhundert wurde; sondern er erscheint gleichsam als der Chorführer, unter welchem der Barbier in die geweihten Tempel der Künste eintrat.

Die Poesie hatte schon längst ein Kind aus diesem Stande verklärt — jene schöne augsburger Barbierstochter Agnes Bernauer, die nach kurzem Glück und Glanz ihre Liebe zu Herzog Albrecht von Bayern am 12. Oktober 1435 mit einem schmachvollen Tode von Henkershänden in den Fluten der Donau büßen mußte. Von ihr sang das Volk in rührenden Liedern; dramatische Dichtungen haben sie unsterblich gemacht.

Aber nun führte die gewandte Feder des Franzosen Beaumarchais auch den Barbier selbst als eine populäre Figur in die Romandichtung ein, von wo sie durch das

Genie Mozart's und dann Rossini's der dramatischen Musik als liebenswürdige Gebilde einverleibt wurde. Die Opern „Figaro's Hochzeit" und „Barbier von Sevilla" haben den Barbier in spanischer Eigenthümlichkeit zum Liebling in der ganzen künstlerischen Welt gemacht; er hat damit eine liebenswürdige typische Vertretung in der Kunst gefunden.

Dieser Umstand wäre minder merkwürdig, wenn nicht zu gleicher Zeit, da dem Handwerk eine solche Weihe widerfuhr, die Wirklichkeit einzelner Lebensläufe von Barbieren mit künstlerischen und für das Edelste der Menschheit gesegneten Ausgängen damit in Einklang träte.

In jenem Lichtkreis, den zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Genius deutscher Dichter in strahlendem Glanz und wachsend an Helle wie Umfang verbreitete, erscheint auch mehr als ein Kind aus der Armuth und Niedrigkeit der Barbierstube und die Strahlen dieser Dichtersonnen fielen auch auf sie und haben ihre Verdienste mit den großen Heroennamen unserer Nationalliteratur in rühmliche Verbindung gebracht.

Im ersten Aufgang des Schiller'schen Ruhmes sehen wir derartig den Schauspieler Bök als einen der Förderer und Mitträger desselben. Wie der Vater Schiller's

den großen Nationaldichter in eine gewisse Beziehung zur Barbierzunft setzt, so ist es in der wunderbaren Verkettung der Lebensgeschicke ein ursprünglicher Barbier, der als der erste Darsteller der Hauptrollen in den ersten Dramen Schiller's, als ein Freund und Rather desselben in der Noth und im Lebenssturm, denkwürdig geworden.

Bök hatte als ein vortrefflicher Schauspieler der Ackermann'schen Gesellschaft den ersten Versuch der Errichtung eines deutschen Nationaltheaters in Hamburg während der Jahre 1767—69 mitgemacht. Später hatte er in Gotha die Bühne geleitet. Dort mit Schröder, hier mit Ekhof zu gemeinsamem Wirken verbunden, war er neben ihnen ein Schauspieler von eigener Ursprünglichkeit, wenn sie auch nicht die Tiefe jener beiden Väter der deutschen Schauspielkunst besaß. Seit 1779 wirkte er in Mannheim, wo ein anderes Nationaltheater gegründet wurde, das unter des Reichsfreiherrn von Dalberg Leitung und durch Künstler wie Bök, wie Iffland, Beil, Beck — lauter Schüler von Ekhof — schnell zu großem Ruhm gelangte.

Für den Regimentsmedikus Friedrich Schiller in Stuttgart war Mannheim das „Paradies der Muse". Nach dorthin schwärmte sein Sinn, seitdem er den Ge-

danken gefaßt, sein Trauerspiel „Die Räuber“ auf die Bühne zu bringen. Als gedrucktes Werk hatte es Furor in Deutschland gemacht und seitdem in Schiller die innere Rebellion gegen den Zwang seiner militärischen Stellung in Stuttgart erregt. Endlich beschloß Dalberg, dieses Stück aufzuführen und heimlich reiste Schiller nach Mannheim, um die Aufführung mit anzusehen. Eine ungeheure Menschenmenge von nah und fern hatte sich dazu eingefunden. Iffland spielte den Franz Moor, Beil den Schweizer, Beck den Kosinsky, Bök, eine untersetzte, etwas beleibte Figur mit einer Stumpfnase, den Karl Moor. Seine Erscheinung enttäuschte das Publikum, so daß die ersten drei Akte wenig Eindruck hervorriefen. Aber als er dann in der mitternächtigen Szene am Thurm mit pathetischer Sprache den Mond und die Sterne beschwor, da regte es sich zuerst in den Gemüthern des Publikums und von Szene zu Szene erfolgte nun ein Sturm des Beifalls, der die kühnsten Erwartungen übertraf. Dichter und Schauspieler feierten den neugeschlossenen Bund bei fröhlichem Nachtmahl nach der Vorstellung.

Ein zweites Mal kam Schiller als Flüchtling aus des Herzogs Diensten von Stuttgart nach Mannheim, um sein neues Stück „Fiesco“ anzubieten. Da er es

selber vorlas und dabei seine schwäbische Sprache in stetem Pathos alle Effekte aufhob, mißfiel es allen Schauspielern; nur Bök stimmte nicht in die schnöde Verurtheilung des Dichters ein, sondern bewog den Regisseur, das Stück selber zu lesen und darnach zu urtheilen. Es entschied dies insofern über „Fiesco", als der Regisseur nun die Dichtung vollauf zu würdigen lernte und sie zur Aufführung lebhaft empfahl. Die Aufführung fand freilich erst am 11. Januar 1784 statt, in der Zeit, da Schiller als Theaterdichter in Mannheim eine Anstellung gefunden. Bök spielte hierin wieder die Hauptrolle; ebenso in dem dritten Stück jener Sturmzeit des Dichters, in „Kabale und Liebe", den Präsidenten.

Während dieses mannheimer Aufenthalts Schiller's war natürlich dessen Verkehr mit den Schauspielern ein sehr freundschaftlicher. Bök namentlich gehörte zu denen, die er gern besuchte, um mit ihnen über Theaterfragen zu plaudern und zu streiten. Eine sonderbare Eigenthümlichkeit des Dichters war es, daß er über seiner Arbeit Raum und Zeit vollständig vergessen konnte. In der krankhaft erregten Stimmung, in der er sich damals befand, kam es nicht selten vor, daß er nach einem Abend in Gesellschaft sich hinsetzte, wo er eben im Hause

war, um zu schreiben. Dann mochten alle Anderen heim oder zu Bett gehen; er blieb, forderte von den gastfreundlichen Wirthen noch Wein, Kaffee, Tinte und Papier und schrieb die ganze Nacht hindurch. Er arbeitete gerade an „Kabale und Liebe“.

Auch bei Bök ereignete sich solches Nächtigen mehrfach. Dann fand ihn der Schauspieler gewöhnlich des Morgens in seinem Zimmer auf einem Lehnsessel in einer Art von Starrkrampf, so daß er ihn einmal wirklich für todt hielt.

Die Gattin des Schauspielers Beck fragte ihn einst, ob ihm nicht die Gedanken ausgingen, wenn er so die ganze Nacht hindurch dichte.

„Das ischt nit anders,“ antwortete Schiller in seinem breiten schwäbischen Dialekt; „aber wenn die Gedanken ausgehen, da mal' i Rößle.“

In seinen Manuskripten sind auch wirklich ganze Seiten, auf welchen er nichts als kleine Pferde und Männchen gekritzelt hat. Wenn in der Folge irgend eine Stelle in Schiller's Arbeiten den mannheimer Schauspielern und Freunden nicht gefiel, so fragten sie ihn wohl scherzend:

„Schiller, da haben Sie wohl fleißig Rößle gemalt?“

Bök lebte nur noch kurze Zeit nach den Triumphen, die er als der erste Darsteller der Hauptrollen in den Schiller'schen Jugendstücken gefeiert. Er starb 1793, eben fünfzig Jahre alt.

Johann Daniel Falk,

ein Menschenfreund.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Johann Daniel Falk.

Der Stern Schiller's geleitet uns von Stuttgart und Mannheim nun nach Weimar, wo Goethe, Wieland und so manche andere hohe Geister ihren Hof hielten. Es ist nur wenige Jahre nach dem mannheimer Aufenthalt Schiller's und dieser selbst ist auch gefeiertes Mitglied des weimar'schen Kreises geworden, als der Maler Johann Heinrich Lips daselbst eintraf, um seine Stellung als Director der Zeichenakademie einzunehmen. Goethe hatte ihn auf seiner italienischen Reise in Rom kennen gelernt; er kannte von früher her schon die trefflichen Zeichnungen von Lips zu Lavater's physiognomischen Fragmenten; er sah in Rom den noch jungen Künstler ebenso vorzüglich in Oel malen wie in Kupfer stechen und machte ihm im Namen des Herzogs von Weimar den Antrag, an die Spitze der dort gegründeten Akademie zu treten.

Das ist ein anderer Künstler von Ruf und Verdienst, der aus der Barbierstube hervorging und ein anerkannter Genosse des auserlesenen deutschen Dichterkreises wurde. Lips war ein geborener Schweizer und Lavater hatte ihn seinem niederen wundärztlichen Beruf entrissen, um sein bedeutendes Talent der Kunst zuzuführen. Alle diese Hoffnungen erfüllte Lips auch glänzend und namentlich als Kupferstecher erwarb er sich den Ruf eines ersten Meisters. Kränklichkeit veranlaßte ihn im Jahre 1794, nachdem er sechs Jahre in Weimar gelebt und gewirkt, in seine Heimath zurückzukehren, und er lebte seitdem bis 1817 in Zürich. Nahe an 1500 Stiche lieferte er während seines Künstlerlebens und unter ihnen viele der vorzüglichsten nach Bildern der berühmtesten Maler.

Aber merkenswerther und interessanter noch ist ein anderer Barbier, der dann in Weimar im Umgang mit Goethe, Schiller, Wieland, Herder und den Anderen dieses Kreises als ein Mann von edelen Verdiensten lebte.

Dies ist Johann Daniel Falk.

Zu Danzig 1770 geboren, eines Perrückenmachers Sohn, sollte er den Beruf seines Vaters erlernen. Kaum daß er etwas lesen und schreiben gelernt, wurde

er denn auch schon angeleitet, Haare zu kräuseln, Kamm und Scheere und Barbiermesser zu gebrauchen. Es war eine schreckliche Lehrzeit für den Knaben, dessen Sinn ehrgeizig nach ganz anderen Zielen gerichtet war und der Tag um Tag, je älter er wurde, desto mehr in Zwiespalt mit seinem ihm aufgenöthigten Beruf gerieth.

Um dem ein Ende zu machen, entlief er dem väterlichen Hause mit sechzehn Jahren und rettete sich auf ein Schiff im Hafen. In seiner Verzweiflung wollte er Seemann werden, doch kein Kapitän mochte den Flüchtling aufnehmen. Vergebens irrte er mehrere Tage an der Meeresküste umher und bot er sich verschiedenen Kapitänen an. Noth und die Kindlichkeit seines Gemüths bewogen ihn darauf, zum Vater zurückzukehren, aber mit dem festen Entschluß, nicht mehr Barbier und Haarkräusler zu bleiben, sondern sich zunächst eine tüchtige Schulbildung zu verschaffen, wie sie seinem Drang nach Studien gerechter werden konnte.

Auf seine eigene Kraft mußte er dabei vertrauen; denn fügte sich auch unter dem Eindruck der Vorstellungen seitens der Verwandten der Vater endlich darein, seinem Sohn den Willen zu lassen, so war er doch zu arm, um die Kosten einer langen Studienzeit für diesen bestreiten zu können. Der junge Falk indessen übernahm

diese Sorge getrosten Muthes selber. Er wurde Schüler des Gymnasiums seiner Vaterstadt und holte mit einem erstaunlichen Fleiß in den alten Sprachen nach, was ihm darin mangelte. Dabei suchte er sich und fand auch Gelegenheit zu Nachhilfestunden für die ersten Anfänger und nachläßigeren Schüler und erwarb sich damit in der That selber sein Auskommen. Fünf, sechs, sieben Stunden täglich ertheilte er derartig gegen ein bescheidenes, oft wie ein Almosen erscheinendes Honorar, während er selbst noch den Unterricht in den Gymnasialklassen genoß. Nicht genug damit, warf sich seine Lernbegier mit rastlosem Fleiß auch noch Nachts auf die Studien namentlich der alten Klassiker und der Werke der großen deutschen Zeitgenossen. Bis zur Erschöpfung gab er sich dieser Leidenschaft hin und überwand die körperliche Müdigkeit, indem er die Füße in kaltes Wasser hielt.

Nach sechs Jahren verließ er mit glänzendem Zeugniß das Gymnasium, um in Halle zu studiren. Er betrieb es in der Weise wie als Gymnasialschüler und indem er durch Unterrichtsstunden nebenbei die Mittel zu seinem Unterhalt erwarb. Sein Fleiß, sein Ernst, verschafften ihm die besondere Theilnahme der Professoren, die Manches zu seiner Förderung thaten und in deren

Umgang er seine Bildung zu erweitern trachtete. Im philologischen Seminar studirte er vorzugsweise alte und schönwissenschaftliche Literatur und die Anregungen zu eigenen literarischen Schöpfungen führten schon in dieser Universitätszeit zur Abfassung poetischer und satirischer Arbeiten, mit deren Veröffentlichung 1796 er ein gewisses Aufsehen erregte.

Wieland, der auf den jungen Mann aufmerksam gemacht worden, schenkte ihm sein Wohlwollen und führte Falk's erste satirische Gedichte: „Der Mensch und die Helden" mit einer warmen, hochherzigen Empfehlung in die Literatur ein. Dies genügte, um Falk sogleich als Schriftsteller in Ansehen zu bringen; denn Wieland war damals der berühmteste und einflußreichste Kritiker in Deutschland. Die nächsten Schriften des jungen Autors, seine „Gebete", seine „Gräber von Rom", befestigten seinen Ruf, so daß er sich entschließen durfte, die Schriftstellerei fortan als Beruf zu betreiben. Witzig und geistvoll richteten sich diese Poesien gegen die Thorheiten der Zeit und der Menschen, gegen die Barbarei des Krieges — es waren die Ideen eines Rousseau, welche ihn beherrschten und die damals so glühende Verehrung auch in Deutschland besaßen.

Von 1798 an lebte Falk, in Achtung durch diese

Schriften, in Weimar. Wieland, sein Gönner, öffnete ihm hier die Kreise der Poeten und ihrer Freunde. Schiller lernte er kennen, Goethe fand besonders Gefallen an ihm, der Herzog selbst war wohlwollend für ihn gestimmt. Wenn der Ehrgeiz des jungen Mannes, als er noch in Danzig im Laden seines Vaters beim Herrichten von Perrücken träumerisch in die Ferne mit seiner Phantasie geschweift, hohe bestimmte Ziele ins Auge gefaßt — so hohe und glänzende, wie sie nun nach mühsäligen Studien schnell erreicht waren, hatten ihn sicherlich niemals gelockt. Denn nun saß er mit an der Tafelrunde der größten und berühmtesten Dichter Deutschlands und ungetrübt schien auch ihm die Sonne von Ilm-Athen.

Dieses Glück, wie man wohl sagen darf, war es aber nicht, welches Falk auf die Höhe seiner Verdienstlichkeit trug. Als Schriftsteller, so thätig er sich erwies und so erfolgreich er mit seinen Taschenbüchern, Gedichten und satirischem Witz über die Thorheiten und Verkehrtheiten in der Gesellschaft war, entsprach er doch lange nicht den höheren künstlerischen Ansprüchen, die man bei seiner Einführung in die Literatur an ihn geknüpft. Auf einem anderen Gebiete trug sein schöpferischer Geist reichere Früchte; als ein Menschenfreund der

edelsten Art, der für das allgemeine Wohl seine Mühe und Arbeit uneigennützig aufbot, sollte er ein leuchtendes Vorbild seiner Mitbürger werden. Wohl ist ein solches Wirken, ein solches Wollen, besonders in einem Zeitalter zu betonen, in dem ein Ueberwuchern der materialistischen Gesinnung, der ideallosen Selbstsucht, der brutalen Ausnutzungssucht, auch in den gebildeten Gesellschaftskreisen eine Gemüthsrohheit Mode gemacht hat, die sich nicht mehr scheut, die schönste Blüthe der inneren Menschlichkeit, Humanität, als eine verächtliche Grille in Verruf bringen zu wollen. —

Nach der Schlacht bei Jena verfiel auch das weimar'sche Ländchen der französischen Gewalt. Eine besondere Behörde, die Napoleon einsetzte, übernahm die Verwaltung des Herzogthums während der Fortdauer der kriegerischen Ereignisse. Auf Wieland's Empfehlung, dessen Gunst bei Napoleon sie gewichtig machte, erhielt Falk eine Anstellung bei dieser französischen Behörde. Er faßte seine Stellung als ein deutscher Patriot auf, der besonnen der Macht der Verhältnisse Rechnung trug; dadurch gelang es ihm, bei den Franzosen Respect vor seinem Charakter, bei den Einheimischen Vertrauen in seine Thätigkeit unter der Occupation zu finden. In glücklichster Weise wurde er so der Vermittler zwischen

den Eroberern und den Eroberten und ersparte dem Lande viel Leid, verschaffte seinen Mitbürgern ungemeine Erleichterungen. Der Herzog selbst würdigte dieses Verdienst Falk's so sehr, daß er ihn zum Legationsrath ernannte und ein Jahrgehalt aussetzte.

Seitdem hatte der Name Falk im Weimar'schen einen hellen Klang und diese edle Popularität als Bürger überwog weitaus den guten Ruf als Schriftsteller, den Falk mit Herausgabe manch neuer Arbeit nährte. Das Jahr 1813, das Erhebungs- und Befreiungsjahr für Deutschland, sollte Falk durch eine schwere Heimsuchung zu dem glänzendstem Ziele seines öffentlichen Wirkens als Patriot und Menschenfreund führen.

Der neue Krieg, der alle Kräfte des deutschen Volkes anspannte, zog schnell sein furchtbares Leichentuch hinter sich her. Pestartige Krankheiten mordeten unter denjenigen, die nicht im Schlachtenschlagen Tag um Tag dem Tode in die Augen sahen; Wittwen und Waisen zu Hunderten machte jeder der blutigen Kämpfe, in denen die Väter neben den Söhnen mit den französischen Heerschaaren rangen, um sie über den Rhein zurückzuwerfen. Ein Jammer, ein Elend, ein Sterben in Stadt und Dorf und Weiler unter den zurückgelassenen Familien, über welches in grellem Gegensatz das

Hurrah der Siegesjubel von den Schlachtfeldern dahinbrauste!

Auch an Falk trat dieses Kriegsleiden grausam heran. Indeß er seit dem ersten Tage, da es für des Vaterlandes Ehre proklamirt worden, im Verein mit anderen Bürgern überall seine hilfreiche Thätigkeit für die Bedrängten entfaltete, rissen die Würgengel des grassirenden Typhus seine vier blühenden Kinder hinter einander ins Grab. Es war beinahe Alles, was er auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern vermochte. In dem namenlosen Schmerz über diese schweren Schicksalsschläge wurde ihm aber so recht gegenwärtig, wie unter ähnlichen Heimsuchungen andere, minder starke Naturen und minder gesicherte Existenzen bürgerlichen Lebens leiden mußten; wie namentlich die Waisen, über Nacht dazu durch den Tod des Vaters in der Schlacht und den der Mutter nach der Krankheit geworden, hilflos nur einer traurigen Zukunft entgegengehen konnten. Wer sorgte für diese, da Staatsanstalten und gelegentliche Privathilfe gegenüber den Massen, welche der Krieg und seine Nachwehen um ihre Ernährer und Lebensstützen brachten, ohnmächtig sein mußten? Wer nahm sich nicht nur der Unterkunft, sondern auch der moralischen Obhut all der Kinder an,

welche die Stürme der grimmen Zeit auf die Straße warfen?

An diese dachte Falk mit seinem Herzen voller Menschenliebe; für sie Ersprießliches zu thun, mit Aufgebot all seiner Kräfte, dazu trieb ihn die Trauer, in die sein eigen Haus versetzt war. Der Mann der Humanität sagte sich, daß die Gesellschaft durch die natürliche Mangelhaftigkeit ihrer Einrichtungen viel Schuld an den Sümpfen trägt, aus denen die Giftblumen des Lasters und der Verbrechen aufschießen können, und weil erst an ihre Vernichtung gegangen wird, nachdem sie ihr Unheil angerichtet; daß somit derjenige, der ein Herz für das allgemeine Wohl hat, dafür sorgen solle, die Gesellschaft nach Möglichkeit ihre eigenen Sümpfe austrocknen zu lassen, um das Aufwuchern der Giftpflanzen zu verhüten. Nicht nachher mit Rachegeist strafen, was man mit großziehen half durch Gleichgiltigkeit und Verächtlichkeit, die hochmüthigem Egoismus entfloßen; sondern vorher verhindern, daß man ein Stück eigene Schuld an Verderbten, Verführten und Verwilderten trage — das ist die Humanität als Sinn der echten Christlichkeit. Der Einzelne kann dafür Vieles thun, weil der Edelmuth immer nur von Einzelnen sich über das trübe, selten geklärte Em-

pfinden der Masse erhebt und fruchtbar zu wirken strebt.

Hat es Einer bewiesen, so Falk.

In Verein mit dem Ober=Consistorialrath Horn gründete er unter dem Donner der Napoleonschlachten die Gesellschaft der „Freunde in der Noth“, deren Zweck es sein sollte, ihre Schützlinge zu tüchtigen Bürgern zu erziehen.

Wer aber sollten ihre Schützlinge sein?

Alle jene Kinder, jene Unschuldigen und Unreifen, welche der Krieg, diese Geißel der Völker, im weimarschen Lande zu Waisen gemacht und die damit der Gefahr ausgesetzt wurden, zu verwildern, um eine hoffnungsvolle Zukunft zu kommen, obhutlos den Lastern und Verbrechen zu verfallen, weil ihre Väter für das Vaterland kämpfen, bluten und sterben mußten. Was hier das Vaterland, Staat und Gesellschaft, ungeschehen ließ, um eine Quelle des Uebels zu verstopfen — ein Einzelner that es, indem er Mehrere warb, ihm zu helfen.

Als Leiter dieser Gesellschaft der „Freunde in der Noth“ kannte Falk fortan keinen anderen Ehrgeiz. Er ließ die sonst so fleißige Feder ruhen und entsagte dem eigentlichen schriftstellerischen Berufe, nachdem er erkannt

hatte, daß er über die Kraft dazu und über den öffentlichen Nutzen damit sich getäuscht. Nur zum Besten seiner Schützlinge verfaßte er gelegentlich noch ein Gedicht oder eine moralische Schrift. Und genug nahm das öffentliche Wirken den Menschenfreund in Anspruch; denn von Hause aus zeigte sich der Segen seiner Idee in der Aufnahme, die sie bei denen fand, welche sie unterstützen, wie bei denen, welche davon Nutzen ziehen wollten.

Die Kinder, welche die Gesellschaft annahm, brachte Falk bei rechtlichen Leuten unter, sobald sie die nöthige Schulbildung genossen; die Mädchen wurden im passenden Alter bei guten Herrschaften in Dienst gegeben, wo ihrer sittlichen Aufführung sorgfältige Aufmerksamkeit zu Theil ward; die Knaben kamen bei Handwerksmeistern in die Lehre. Es bildete dies eine ganz neue Methode der Waisenversorgung und Erziehung und sie bewährte sich derartig, daß man sie später theilweis zum Muster für städtische Waisenanstalten, z. B. in Berlin, genommen hat, wo im Jahre 1867 1500—1800 Kinder überhaupt in Kostpflege gegeben waren, während nur gegen 500 sich in der Anstalt befanden. Was die Falk'sche Unternehmung betrifft, so verhalf sie allein während der sechzehn Jahre, daß sie ihren ursprüng-

lichen Charakter beibehielt, 293 Jünglingen dazu, einen Handwerkerberuf gründlich erlernt zu haben. Von den Zöglingen selber wurde im Jahre 1825 das Bet- und Schulhaus erbaut, in dem sie ihre Erbauung und ihren Unterricht fortan erhielten. Diese Freude machten gleichsam die Kinder ihrem Vater, der für sie und ihr Wohlergehen in der Zukunft weit über seine Verhältnisse Opfer gebracht hatte.

Nicht lange nach dieser Krönung seines Werkes starb Falk, am 14. Februar 1826; aber sein Werk starb nicht mit ihm. Im Lande segnete man es als das schönste Denkmal, das sich ein Bürger als Menschenfreund setzen konnte, und seit 1829 erweiterte man es zu einer öffentlichen Erziehungs-Anstalt für verwahrloste Kinder. Unter dem Namen „Falk'sches Institut" existirt es noch heut und trägt es das Andenken seines Begründers weiter in die Nachwelt. Nach seinem Tode erschienen auch in neuer Sammlung von sieben Bänden seine „Satirischen Schriften"; später, als Goethe gestorben, noch, wie Falk es gewünscht, ein nachgelassenes Werk von ihm, welches die Eindrücke und Erlebnisse seines persönlichen Umgangs mit dem Dichterfürsten erzählte.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Stanislaw Staszyc,

ein geiziger Wohlthäter.

Stanislaw Staszyc.

Nach der Zeit Napoleons, als das von ihm eingerichtete Herzogthum Warschau wieder als Königreich Polen mit einer gewissen Selbständigkeit unter russischer Herrschaft hergestellt worden, sah man oftmals einen schon bejahrten, schwächlich erscheinenden Mann durch die Straßen der Hauptstadt in einem sehr nachlässigen Aufzug schlendern. Ein armer Teufel, konnte man denken; denn es war nichts Ungewöhnliches, daß er auf seinem Wege an dem Denkmal des Königs Sigismund oder anderswo an einem öffentlichen Hökerkram sich für wenige Pfennige ein Brödchen kaufte und in die Tasche davon steckte, was er nicht gleich aufaß.

Dieser so armselig erscheinende Alte war außerdem offenbar ein Sonderling. Vielleicht ein ehemaliger und abgedankter Schauspieler, der die Leidenschaft für das Theater nicht hatte überwinden können. Denn sobald

irgend eine gute Vorstellung im Theater zu Warschau gegeben wurde, ein neues Stück dort zur Aufführung, ein neuer Künstler zum Gastspiel kam — der Alte, der einen so schäbigen Anzug hatte und das Brod auf der Straße aß, versäumte niemals, sich dann einen Platz an der Theaterkasse zu kaufen.

Allerdings, wie dies seinem sonstigen Diogenes-Auftreten entsprach, immer den letzten Platz, den billigsten.

Einmal gab man im Theater Molière's „Geizigen"; der beliebte polnische Schauspieler Zolkowski hatte die Titelrolle und zwar zum ersten Mal. Dies war der Grund, daß das Theater an diesem Abend überreichen Besuch erhielt und das gesammte Publikum mit auffälliger Spannung das Auftreten Zolkowski's erwartete.

Als derselbe erschien, begrüßte ihn ein donnernder, nicht enden wollender Beifallssturm mit Gelächter. Etwas Ungewöhnliches mußte solchen Empfang des beliebten Künstlers bewirkt haben; denn das Publikum beruhigte sich lange nicht. Wie ein aufgerührtes Meer sah man es in immer stärkere Bewegung gerathen. Alle Köpfe wandten sich von der Bühne nach rückwärts, nach oben hinauf zur Galerie — gleichsam gegen den Strom bäumte sich der Wogenschwall der erregten Menge, bis er um einen Menschen mitten zwischen Straßen-

jungen, Dienstmädchen und Kutschern, einen Strudel bildete. Straßenjungen, Dienstmädchen, Kutscher und was sonst den Mann dieser, von der Bühne her durch das ganze Theater von unten bis oben gefahrenen, Aufmerksamkeit umgab, lachten, höhnten und ließen rohe, schmähende Späße an seine Ohren schlagen; denn der Schauspieler auf der Bühne, welcher den Geizigen spielte, hatte so täuschende Aehnlichkeit mit diesem Alten auf der Galerie, daß Niemand im Theater in Zweifel über die Absichtlichkeit der Maske war, welche der Künstler sich gegeben. Dem Alten, demselben, der auf der Straße seine karge Mahlzeiten hielt, war diese öffentliche Verhöhnung auf der Bühne und von seiner pöbelhaften Nachbarschaft ungeheuer gleichgiltig; mindestens blieb er unbeweglich und sah das Stück mit der größten Ruhe bis zu Ende an, als wisse er gar nicht, daß er wider Willen an diesem Abend eine Rolle dabei gespielt.

Aus alldem konnte ein Fremder aber zweierlei folgern. Erstens, daß der Alte nicht so arm, denn ein Geizhals war, und zweitens, daß alle Welt in Warschau ihn als solchen kannte. Und fragte man, wer es wäre, so sagte in der That jeder Mensch im Theater:

„Das ist der Herr Xawery Stanislaw Staszyc, polnischer Staatsrath, General-Director der Abtheilung für

die öffentliche Erziehung und ein ungeheuer reicher Mann, eine der größten Koryphäen der Naturwissenschaft überdem."

Wen hätte dies nicht in Erstaunen gesetzt, solche vornehme, glänzende Eigenschaften eines Mannes zu vernehmen, der im Aeußeren den Eindruck eines elenden Filzes machte?

Dies war Staszyc so gewiß, wie er als einer der gelehrtesten Männer Europa's in Ehren stand, Ritter vieler hoher Orden des russischen wie anderer Monarchen war, seit 1806, schon unter sächsischer Herrschaft, die einflußreichste amtliche Stellung in Polen einnahm und Güter besaß, auf denen fünfhundert Leibeigene für die Mehrung seines Vermögens arbeiteten.

Ein psychologisches Räthsel der merkwürdigsten Art, daß er, der sich nur die einfachste Nahrung, oft nur einen Bissen Brod den Tag über gönnte; der in seinem Hause zur Verzweiflung seiner einzigen, bei ihm lebenden Schwester die dürftigste Wirthschaft strenge einhalten ließ; dessen einziger Luxus darin bestand, den billigsten Platz im Theater zwischen dem niedren Volk einzunehmen — daß dieser selbe stille, einsam hinlebende, von der Masse seiner Landsleute mißachtete Alte im geheimen und öffentlichen Wohlthun Außerordentliches leistete.

Wie manches unverdiente Elend in den Familien Warschau's machte er verschwinden durch eine geheime Unterstützung! Wie manches Talent brachte er in passende und auskömmliche Stellungen! Wie vielen jungen Studenten ließ seine Hand die Unterstützungen zu ihren Studien bieten!

Und mehr als dies.

Seit 1808 war er Präsident der Akademie der Wissenschaften in Warschau. Als dieselbe nicht mehr Raum für ihre Bibliothek und eben so wenig Geld hatte, um ein geeignetes Gebäude dafür zu miethen, war es Staszyc, der ihr eins seiner prächtigen Häuser anbot und zum Geschenk machte.

Voller glühender Begeisterung für den Ruhm und das Wohlergehen seines polnischen Vaterlandes, hatte er seit den Jahren seiner hohen amtlichen Thätigkeit Kreis- und Elementarschulen, vielfach noch ungekannt im Lande seither, gestiftet oder besser eingerichtet, die Universität zu ihrer Blüthe erhoben, eine Schule für Bergbau und ein Polytechnicum begründet, ebenso ein Taubstummen-Institut und eine landwirthschaftliche Anstalt; er hatte Fabriken und Manufacturen gefördert, Wege- und Brückenbau veranlaßt. Als sei er der pflichtmäßige Pfleger des Landes, so widmete er aus freiem

Antrieb sich der Sorge um Hebung von dessen Wohlfahrt nach allen Richtungen hin, und aus eigenem Vermögen gab er verschwenderisch, wo diesem Zweck Förderung verliehen werden konnte.

Er war es auch allein, der dem großen, von Polen als Sohn betrachteten Kopernicus, dem Entdecker der astronomischen Gesetze, ein Denkmal zu setzen beschloß und aus seinen Mitteln das Meiste dazu beisteuerte, um Thorwaldsen's Künstlerhand für die Ausführung dieser Idee zu gewinnen.

Wohl kannte man im Lande alle, oder doch die meisten dieser großherzigen Leistungen Staszyc's; aber die Menge gefiel sich darin, auf ihn als einen Geizhals zu schmähen. Sie nahm es für Thaten der Eitelkeit, daß er einen Segen über sein Volk verbreitete; sie hielt es für Heuchelei, daß er in seinen Schriften über das Schicksal der Armen klagte und den Luxus verdammte; sie wollte seine Verdienste nicht auf die Höhe gerechter Würdigung gelangen lassen, weil Staszyc aus der Niedrigkeit sich emporgebracht.

Aus der Niedrigkeit der Lebensverhältnisse, allerdings.

In Pila in Polen war er 1755 geboren worden. Sein Vater lebte dort als ein armer Barbier und der

Sohn half ihm früh in diesem Beruf. Staszyc blieb Barbier bis zu seinem siebzehnten Jahre, dann machte er es, wie manche Andere, die der Wissensdrang nicht mehr ruhen ließ; er ging als Flüchtling des Vaterhauses in die Welt. Mit Messer, Scheere und Kamm brachte er sich von Stadt zu Stadt bis nach Leipzig, und dort wußte er es möglich zu machen, auf der Universität Collegien zu hören. Die Nahrung für den Körper indessen mußte noch einige Zeit das Barbieren neben dem Studiren liefern. Von Leipzig zog der junge Mann nach Göttingen als voller Studiosus, der vom Unterrichtgeben seinen bescheidenen Unterhalt bestritt. Von da nach Paris, um auf dem College de France die berühmtesten Vorträge über Naturwissenschaften zu hören. Brisson und d'Aubanton nahmen sich als Lehrer und Gönner des wissenseifrigen und scharfsinnigen Jünglings an; von ihnen wurde er dem gefeierten Naturforscher Buffon und anderen Gelehrten zugeführt, die er durch sein kritisches Genie so lebhaft für sich einnahm, daß sie dauernd in ihm den ebenbürtigen Gelehrten und Freund erkannten. Staszyc übersetzte auch Buffon's Naturgeschichte ins Polnische; aber für ihn selbst war sie nicht mehr der Inbegriff des Wissens auf diesem Gebiete. Als ein besonderes Studium nahm er

sich vielmehr das eines noch wenig beachteten Theils der Naturwissenschaften vor, der Geologie. Mit dem Hammer in der Hand wanderte er von Paris durch Europa, klopfte damit an die Gesteine der Alpen, der Pyrenäen, der Karpaten, bald als ein freier Forscher, der kaum ein paar Groschen täglich für seine Bedürfnisse brauchte, bald als Begleiter eines reisenden Engländers. Sein außerordentliches Wissen aus diesen Studien blieb der Gelehrtenrepublik kein Geheimniß; kleinere Arbeiten in Fachzeitschriften verriethen es genugsam. Größere Aufmerksamkeit erregte er dann (1805) mit seinem Werk über die Geognosie, die Erdbodenbildung Polens, in polnischer Sprache.

Noch hatte der fünfzigjährige Mann keine seines Wissens würdige Stellung finden können. Er sah sich in diesem Alter noch genöthigt, als Erzieher in das Haus des Kanzlers Zamojski in Warschau zu treten. Aber in ihm fand er den Mann und Patrioten, der seinen Werth zu würdigen wußte. Sobald 1806 das Herzogthum Warschau von Napoleons Gnaden begründet worden, zog die neue Regierung des Königs von Sachsen Staszyc in ihre Dienste. Er wurde Staatsrath, Referendar des polnischen Reichstags, 1808 Präsident der Akademie der Wissenschaften. Ehren und Würden

häuften sich seitdem für ihn, auch unter der nachgefolgten russischen Herrschaft; sein großes Einkommen wurde durch seine, bis zum Geiz gegen sich getriebene Sparsamkeit zu einem fast fürstlichen Vermögen, welches großentheils in dem Gute Rubieszow angelegt war. Im Jahre 1824 wollte der siebzigjährige, körperlich hinfällige Greis sich in den Ruhestand zurückziehen; doch der Kaiser ernannte ihn statt dessen zum Minister und darnach noch zum Vorsitzenden der Kommission für die in Ruhestand getretenen Staatsbeamten.

Neid, Verleumdung, Irrthum hatten vielfältig den Charakter dieses Staatsmanns und Gelehrten verunglimpft. An dem Tage aber, da er starb, am 20. Januar 1826, versanken sie plötzlich in Nichts vor der Größe seiner Tugenden und Verdienste. Dreißigtausend Menschen hielten vor dem Hause, in dem er entschlafen war, und trauerten um den Verlust dieses Patrioten. Tausende von Händen erhoben sich jetzt, um diesen Wohlthäter für sein Volk und für so viele Einzelne daraus zu segnen.

Sein Testament bildete die Krone seiner edlen Thaten und löste zugleich das Räthsel seines Lebens für Alle.

„Ja," hieß es darin, „ich habe mir die härtesten

Entbehrungen auferlegt, um arm, wie ich einst gewesen, ein Vermögen zu erwerben, das von Anfang an ganz und gar meinem Vaterland bestimmt war."

Achtmalhunderttausend polnische Gulden oder vierhunderttausend Mark, die er hinterließ, vermachte er den meist von ihm ins Leben gerufenen Instituten in Warschau; einen Fond legte er nieder, um das Vaterland in Tagen der Noth zu unterstützen; eine Viertel Million Mark bestimmte er für die Gründung eines Hospitals, reiche Stipendien für arme Studirende, andere Summen für Stiftung einer Handwerkerschule, abgesehen von dem ansehnlichen Legat, welches er seiner Schwester aussetzte.

Sein Gut Rubieszow aber vertheilte er unter die fünfhundert Bauern, die einst seine Leibeigenen gewesen und denen er schon vor seinem Tode gegen eine mäßige Abgabe die Frohndienste erlassen.

Mit Erstaunen vernahm die Welt eine solche Hingabe des Einzelnen an das Allgemeine, und die Bewunderung für diesen Mann wurde noch größer, als man erfuhr, daß und wie er vom armen Barbier sich auf die Höhen der Wissenschaft und der Staatswürden gebracht!

Joseph Hume,

Reformer.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Joseph Hume.

Zu derselben Zeit, im Anfange dieses Jahrhunderts, da in Frankreich Einer aus der Zunft der chirurgiens — wie hervorgehoben, eine Tochterzunft der Barbiere — die Bedeutung und den Ruhm eines Paré sich verschaffte, legte sich ein schottischer Chirurg den Grund zu der unabhängigen Stellung, in der er einen so großen Ruf als Reformer erwerben sollte.

Jener Franzose war Alexis Boyer, ein Sohn armer Leute, der als Wundarzt durch seine Geschicklichkeit und wissenschaftliche Studien zum Professor der Chirurgie aufstieg, seit 1804 erster Wundarzt des Kaisers Napoleon und Baron wurde, später eine gleiche Stellung bei Ludwig XVIII. einnahm und als Mitglied der Akademie 1833 starb.

Der schottische Chirurg war Joseph Hume, 1777 zu Montrose geboren, als ein armer Knabe Lehrling

bei einem Barbier und Wundarzt. Ehrgeizig besuchte er dann die medizinischen Vorlesungen an der Universität in Edinburg und machte sein Examen als Chirurg vor dem dafür besonders eingesetzten wundärztlichen Kollegium, wie es nach französischem Vorbild zu Ende des vorigen Jahrhunderts auch in England ebenso wie in Deutschland errichtet worden war.

Hume trat 1799 als Chirurg in die Dienste der ostindischen Compagnie und ging nach Indien zur britischen Armee. Sein Geschick als Wundarzt, sein Scharfsinn und praktischer Blick auch für andere Aufgaben, erregten bald die Aufmerksamkeit der hohen Offiziere seines Regiments. Er erhielt neben seiner Chirurgenstellung noch das Amt eines Zahlmeisters und Feldpostmeisters. Bei seinem Abschied, den er 1808 nahm, ward ihm eine besondere Belobung von Seiten des Oberbefehlshabers der britischen Armee wegen der Umsicht zu Theil, mit welcher er seine vielfältige Thätigkeit versehen. Sie hatte ihm selbst mit dem Erwerb eines Vermögens gelohnt, das ihm nun erlaubte, als ein unabhängiger Mann nach Europa zurückzukehren, es kreuz und quer studienhalber zu bereisen und endlich in England zu einer öffentlichen und politischen Thätigkeit überzugehen, nach welcher sein Ehrgeiz strebte.

Schon 1812 gelang es ihm, einen Sitz für das Parlament zu erobern; aber erst seit 1818, als seine Vaterstadt Montrose ihn zum Abgeordneten gewählt, eröffnete sich ihm die große Laufbahn auf dem parlamentarischen Gebiet, auf welcher er mit ruhmvollen Erfolgen unter stetem, schwerem Kampf bis zu seinem Tod im Greisenalter seine Ziele unbeirrt verfolgte.

Seine erste Rede im Parlament war über die öffentliche Erziehung, und während der 34 Jahre, daß er als Abgeordneter des Volks die Tribüne im Unterhause besteigen konnte, ermattete nicht sein thätiges und lebhaftes Interesse an dieser und an allen anderen Fragen, welche sich auf die Verbesserung der Zustände des Volkes bezogen. So war er als ein Zeit- auch ein Gesinnungsgenosse jenes deutschen Humanisten Falk und jenes großen Polen Staszyc und macht damit um so merkwürdiger die Thatsache, daß Männer, deren ursprünglicher Beruf als Wundärzte ihnen eine gewisse Gefühlshärte und Mitleidslosigkeit gegen äußere menschliche Leiden und Schmerzen aufnöthigte, in so hervorragender Weise inmitten der kleinen, auserlesenen Schaar hingebungsvoller, echter Menschen- und Volksfreunde sich auszeichneten!

Hume war ein Mann der festesten Ueberzeugungen, ein Vertreter jener reinen Demokratie, welche nicht mit der Phrase, sondern mit praktischer Auffassung der politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse dem Volke Nutzen, Rechte und Förderung, sittliche wie materielle, zu erringen strebt, uneigennützig für die eigene Person, mit jenem edlen Ehrgeiz, der nur auf den Sieg der Sache sich richtet. Die Demokratie wird so die einzige berufene Reformpartei in einer Zeit, wo ja in fast allen Staaten noch die Reste feudalistischer Einrichtungen und die sorgfältig gehüteten Gesetze bestehen, wie sie die königliche Macht mit der Aristokratie vereinbarte oder in deren Sinn erließ. Auch in England war dieser letztere Umstand immer der maßgebende gewesen und eigentliche Volksmänner hatten im Parlament nicht solchen Einfluß, um die Gesetzgebung aus ihren herkömmlichen, von der herrschenden Aristokratie bestimmten Wegen abzudrängen. Hume ist einer von denen gewesen, die es nicht nur versuchten, sondern auch in vieler Hinsicht durchsetzten, nicht so sehr durch Größe von Talent und Beredsamkeit, wie durch Festigkeit und Treue des Charakters. Er war kein guter Redner, aber man wußte, daß er nur mit aufrichtigen Ueberzeugungen sprach. Wenn der Spott der Probirstein der Wahrhaftigkeit sein

soll, so bestand Joseph Hume die Probe glänzend in ihrer vollen Bedeutung. Denn über Niemand ist mehr im Parlament gelacht, in den Zeitungen gehöhnt und gespottet worden, als über ihn; doch es entmuthigte ihn dies nicht und er stand beständig buchstäblich auf seinem Posten. Bei den Abstimmungen über die Anträge, die er stellte, befand er sich meist in der Minderheit und die Mehrheit erhöhte seine Niederlagen oftmals noch durch schadenfrohes Triumphgeschrei. Aber er ließ nicht ab, durch seine Niederlagen zum Sieg seiner Sache zu kommen; denn weil die Reinheit und Wichtigkeit derselben nicht in Zweifel zu ziehen war, empfanden auch seine Gegner den moralischen Einfluß des Mannes, der unbeirrt für diese Sache kämpfte.

Das Unterrichtswesen — es war Hume, der es unter solchen Niederlagen im Parlament doch zu einer, den Armen im Volke zu Gute kommenden Reform brachte; die Criminalgesetzgebung — durch ihn ist sie des finsteren Geistes entäußert worden, der sie noch aus alter Tradition her erfüllte, und hat im Sinne der Humanität eine Reform erhalten. Denn das Gesetz soll nichts von den Leidenschaften und der niederen Rachsucht in sich bergen, die es strafen muß; höher als der Fall des Verbrechens, den es behandelt, soll es von

der Gerechtigkeit erfüllt sein, deren sittlicher Macht Jedermann sich beugt.

Eine besondere Aufmerksamkeit wandte Hume auch den Staatsausgaben zu. Er zuerst griff mit einer unerbittlichen Kritik den Schlendrian an, mit dem hierbei verfahren wurde und den jede Parlamentssession immer wieder genehmigte. Hume aber prüfte Posten auf Posten in dem vorgelegten Staatshaushalt und wollte Ausgaben, deren dringende Nothwendigkeit er nicht einsah, niemals bewilligen. Nach dem Hohn, den er anfangs damit erntete, wurde er später dem Ministerium furchtbar und die Tories schreckten vor keinem Mittel zurück, sich des unbequemen Rechenmeisters zu entledigen. All dieser erbitterten Feindschaft hielt Hume Stand und sein Muth blieb ungebrochen, als auch seine liberalen Freunde, unter ihnen Lord John Russel, verzweifeln wollten. Er schien sich vervielfältigen, unbesiegbar machen zu können, was auch seine ergrimmten Gegner thaten, um ihn bei den Wahlen niederzuwerfen, im Parlament zu vereinsamen. Das Volk verließ ihn nicht und seine Vaterstadt Montrose sicherte ihm immer einen Platz im Parlament, wenn ihm derselbe anderwärts entrissen worden. Sprüchwörtlich wurde er wegen seiner Ausdauer und Gefährlichkeit als Finanzreformer; es gab

keines Gleichen im Unterhause neben ihm und er allein konnte sich denn auch die Ehre des endlichen Sieges zuschreiben, daß die öffentlichen Rechnungen des englischen Staatshaushalts klar und ausführlich vorgelegt wurden. Millionen sind damit durch ihn jährlich in den englischen Staatsausgaben erspart worden.

Dieselbe Zähigkeit setzte er für die Einführung und Durchsetzung des Freihandels ein, für die Erweiterung des Wahlrechts, die Anlage von Sparkassen — lauter Reformen, welche dem minder begüterten Theil des Volkes zu Gute kommen sollten und gekommen sind. Nichts vermochte ihn von den Grundsätzen reiner Demokratie wegzudrängen, ihn schwankend zu machen, und nach Jahren, wenn er gesiegt, erkannte man die Richtigkeit seiner politischen und wirthschaftlichen Bestrebungen.

Nichts aber war auch im Stande, ihn aus der Leidenschaft für die Arbeit zu bringen, die seines Lebens Inhalt bildete. Wie er arbeitete, war er des Bewunderns würdig. Um sechs Uhr Morgens stand er auf, schrieb Briefe und ordnete seine Papiere für die Parlamentssitzung. Nach dem Frühstück empfing er Geschäftsbesuche, bis zu dreißig oft an einem Morgen; denn mit ihm suchte und hielt das Volk die innigste Fühlung. Vor Eröffnung der Sitzungen pflegte er

pünktlich auf seinem Platze im Unterhause zu sein, und wenn auch die Unterhandlungen, die bekanntlich im englischen Parlament Nachts stattfinden, bis zu den frühen Morgenstunden währten, begab er sich selten vor der Abstimmung fort. Kurz, so hebt Samuel Smiles auch in der Charakterskizze Hume's als eines Beispiels von Fleiß und Ausdauer hervor, eine solche Riesenarbeit, Woche für Woche, Jahr für Jahr, während eines so langen Zeitraums, den wechselnden Regierungen gegenüber verrichten, überstimmt, besiegt, ausgelacht zu werden, bei vielen Gelegenheiten fast allein dastehen, trotz aller entmuthigenden Hindernisse immer mit ruhigem Gleichmuth aushalten, nie die Energie und die Hoffnung verlieren, und es erleben, daß schließlich die meisten von ihm vorgeschlagenen Maßregeln mit Beifall angenommen werden — das ist eins der merkwürdigsten Beispiele von der Macht der Beharrlichkeit eines Menschen, welche die Biographie aufzuweisen hat.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Turner,

Landschaftsmaler.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Turner.

Der Stand der Barbiere ist, wie aus den einzelnen, hier gegebenen Beispielen ersichtlich, ungemein reich an hervorragenden Männern, sowohl an solchen, die sich in ihrem, zur Kunst und wissenschaftlichen Entwicklung gebrachten Handwerk ausgezeichnet haben, wie an solchen, die später auf andere Gebiete der Arbeit übergetreten sind. Wir erwähnen unter diesen letzteren noch Jeremias Taylor, einen der berühmtesten und beredtesten Theologen Englands, der Bischof von Down und Connor und Kanzler der Universität Dublin im siebzehnten Jahrhundert war. Ferner einen anderen Engländer der neueren Zeit, John Henry Abbott, der aus einem Barbier ein Lord Tenterden und einer der ausgezeichnetsten Lord-Oberrichter wurde. Der französische Perrückenmacher oder Friseur Jacques Jasmin, oder Jaquou Jansemin in seinem südfranzösischen Dialect,

war einer der gefeiertſten Patoisdichter ſeines Vaterlandes, etwas wie Fritz Reuter für Deutſchland. Als Friſeur wie als Poet iſt er der Stolz ſeiner Vaterſtadt Agen geworden und er rühmte ſich, in beiden Beſchäftigungen mit Kopfarbeit zu thun zu haben. Seine Gedichte in Patois gab er 1835 unter dem Titel „Papillotes“, d. h. Haarzwickeln, heraus, und wie Jean Reboul, ſein Sangesgenoſſe, Bäcker in Nimes trotz ſeinem dichteriſchen Ruhme blieb, ſo Jasmin Friſeur in Agen, obwohl ſeine Lieder vor dreißig, vierzig Jahren ganz Frankreich durchhallten.

Die alten Zünfte, welche als bürgerliche Korporationen ihren Mitgliedern einen ſo feſten Halt und einen ſchönen Stolz auf ihren Beruf gaben und damit ihrer Arbeit Ehre, auf die ſie eiferſüchtig hielten, ſie ſind heute als überlebte Einrichtungen der Geſchichte verfallen. Aber wenn ſie in ihrem viel mißbrauchten Kaſtengeiſt und mit unnütz gewordenen Feſſelungen des Einzelnen dennoch nicht verhindert haben, daß Genie und Ehrgeiz über den geſchloſſenen Rahmen der Zunft ſich ſiegreich emporhoben, ſo ſollte heut die Freiheit des Gewerbsbetriebs für jeden Einzelnen nicht nothwendig die Auflöſung der engen Genoſſenſchaft, des korporativen Zuſammenhaltens beſtimmter Berufsarbeiter im Handwerk,

nach sich ziehen. Im Gegentheil, für die Ehre der Arbeit, für das bürgerliche Selbstgefühl, ist ein solches Zusammenhalten, eine Zunft in modernem Geiste, dasjenige, was der Handwerkerstand wieder für sich erstreben muß. Diese neuen Zünfte müßten der Förderung der Bildung, im Allgemeinen wie in dem speziellen Beruf, gewidmet sein, der Jugend damit sittlichen Halt und Gelegenheit zum tüchtigen Lernen bieten, den Alten einen dankenswerthen Antrieb, sich um die Jugend und ihr Handwerk verdient zu machen*).

---

*) In einer Zeit, in welcher die Klagen über die Verwilderung der Jugend und den Verfall der Gewerbe überhand nehmen und in welcher andererseits um Staatshilfe und Staatsaufsicht geschrien wird, ist es um so erfreulicher, wenn ein ganzes Gewerk den von ihm gefaßten Beschluß, die Hebung desselben von innen heraus zu bewerkstelligen, ernstlich in die Hand nimmt. Bisher hatten die Friseur-Fachschulen Berlins nur wegen der mancherlei drolligen Szenen, welche sich bei der Bearbeitung der Köpfe verschönerungsbedürftiger Droschkenkutscher und Dienstmänner ergaben, Beachtung gefunden. Die Energie, welche in diesen Schulen an den Tag tritt, verdient jedoch weitere Erwähnung. Die Erfahrung hat gezeigt, daß in Bezug auf die Gewohnheiten des Publikums in seinem Verhältniß zu den Barbieren und Friseuren ein vollständiger Umschwung sich vollzogen hat. Sowohl das Selbstrasiren, als das Barbieren im Hause

Alle die verdienten und ausgezeichneten Männer, aus deren Leben und Wirken wir hier erzählt haben und die den Stolz ihres Gewerkes doch auch nach Uebergang in andere Lebensstellungen bilden, sind nur durch die energische Arbeit und die Liebe zu dieser zu ihren Erfolgen gelangt. Die eifrige, die exacte Arbeit ist es allein, welche nicht nur vor eigenem Verderben schützt, sondern auch das Genie an die rechte Stelle des Schaffens bringt. Selbst in der Wissenschaft ist nicht der plötzliche geniale Einfall, welcher zu den großen Entdeckungen und Erfindungen führt, die Hauptsache,

---

durch den Barbier hat stark abgenommen, man ist bequemer geworden und findet größere Bequemlichkeit in den Barbierläden, in denen man aber auch erwartet, frisirt werden zu können, während früher die beiden Berufe getrennt waren. Unter ihrem jetzigen Vorstande hat die Barbier-Innung nun den Hebel angesetzt, um nach jeder Richtung hin tüchtigere Leistungen bieten zu können. Auch auf dem enger begrenzten Gebiete des Gewerkes erachtete man die Schule als den Ausgangspunkt jeden Fortschritts. In diesen Schulen nun, deren Besuch seitens der von ihren Meistern dazu bestimmten Lehrlinge obligatorisch ist, wird nicht nur die Kunst der Bart- und Haarbehandlung praktisch gelehrt, sondern in Vorträgen wird auch über die Beziehungen der Kunden zum Geschäfte, über Erfordernisse und Einrichtung des letzteren, über

sondern die anhaltende, geduldige, sorgfältige Beobachtung und Versuchsarbeit. Die letztere spannt gewissermaßen das Genie an den Pflug, denn nur die Gedankenblitze, welche über solcher harten Arbeitsdisziplin kommen, sind wirklich fruchtbar. Gedankenblitze, die im Müssiggang auftauchen, sind meistens Träumereien. Die aus Liebe und mit Fleiß gemachte Arbeit, wie sie in den alten Zünften bei deren Mitgliedern vorausgesetzt wurde und wie sie Einzelne von diesem Boden fort und erfolgreich zu den verschiedensten anderen Berufen brachten, ist und bleibt das hauptsächlichste und sicherste

---

die Natur des Haares und seine Krankheiten u. s. w., durch geeignete Lehrkräfte unterrichtet. Schriftliche Arbeiten werden verlangt und besonders Gewicht auf gebildetes Wesen gelegt, so daß der unter den Lehrlingen herrschende Ton in der That als ein sehr gesitteter bezeichnet werden kann. — An die Lehrlingsklassen schließen sich Gehilfen- und Meisterabtheilungen für diejenigen, denen in ihrer Jugend nicht so gute Lehrgelegenheit geboten wurde. Alles dies geschieht, unter großem Kostenaufwande, ganz unentgeltlich. Die von der Innung auf ihre Kosten ausgebildeten Lehrlinge, Gehilfen und Meister haben nur die Verpflichtung, während eines Semesters unentgeltlich weiter zu lehren. In kurzer Frist soll nun auch eine chirurgische Abtheilung eröffnet werden, die nach denselben Prinzipien geleitet werden soll. (Ztg.)

Mittel, jede Thätigkeit fruchtbar zu machen, vom Gelehrten, Künstler und Techniker an bis zum einfachen Knecht und zur niedrigen Magd. Diese Arbeit ist das Wesen der Erziehung in der Schule wie im Leben, während Fahrlässigkeit und Schlendrian, wie sie der moderne Handwerkerstand durch sein Sich-selbst-überlassen nur zu viel aufweist, zu einer Hauptursache der Gefährdung des menschlichen und gesellschaftlichen Wohlbefindens wird.

Der letzte Barbier, von dem wir hier kurz sprechen wollen, bietet ein neues Beispiel von der Wahrheit dieser Lebenserfahrung; es ist Turner, den man den englischen Claude (Lorrain) genannt hat.

Sein Vater war ein Barbier in London und bestimmte ihn für dieses Gewerbe. Gar manchen Cockney und kleinen Gentleman seifte der junge Turner ein, rasirte ihn und gab ihm das glatte Antlitz, welches bis zur Zeit des Krimfeldzuges eine nationale Ehrenpflicht jedes Sohnes von Albion war, höchstens, daß die Wangen einen bescheiden zurückstehenden Bartwuchs aufweisen durften. Vielleicht wäre Turner Zeit seines Lebens in dieser Art ein nützlicher Diener des Menschengeschlechts geblieben, wenn er nicht eines Tages einen Kunden rasirt hätte, der erkannte, daß der Junge mehr

leisten könne als einseifen und barbiren. Aus Zeitvertreib nämlich hatte der junge Bartscherer eine Zeichnung angefertigt, die er einem, auf einem silbernen Präsentirteller befindlichen Wappen nachgeahmt. Der Kunde fand diese Zeichnung so talentvoll, daß er mit ihrem Verfertiger ein Gespräch über seine Neigung zu dergleichen Künstlerleistungen anknüpfte und den Alten dann überredete, aus seinem Sohn lieber einen Maler denn einen Barbier werden zu lassen.

Der Vater gab nach und der Sohn ging frischen Muthes und froher Hoffnung an dasjenige Werk des Lernens, welches ihm lieber war, als das einförmige in der Barbierstube. Freilich, wie so manche junge Künstler, hatte auch er viele Schwierigkeiten zu überwinden, ehe er zu irgend welchen Erfolgen nach den hinterlegten Studienjahren gelangte. Er war arm und mußte schwer mit den Sorgen um seinen Lebensunterhalt kämpfen. Rastlos gleichwohl gab er sich der Arbeit hin und übernahm die bescheidenste, um sie als ein Künstler mit Fleiß und Liebe auszuführen. Mit Freuden verdingte er sich für einen Thaler und ein Abendessen, um während der Nacht den in schwarzer Tusche ausgeführten Himmel auf den Bildern von Malern auszuwaschen, denen diese Arbeit zu langweilig und unangenehm

war. So erwarb er sich Geld und Gewandtheit zugleich.

Dann fing er an, Reisehandbücher, Almanache und andere Bücher, die billige Titelkupfer brauchten, zu illustriren.

„Was hätte ich Besseres thun können," sagte er später; „es war eine vortreffliche Uebung."

Unbeirrt machte er Alles mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit und ging nie über eine Arbeit leicht hinweg, weil sie schlecht bezahlt wurde. Er war dabei ebenso sehr bemüht, etwas zu lernen, wie sich seinen Unterhalt zu verschaffen, leistete stets, was in seinen Kräften stand, und vollendete nie eine Zeichnung, ohne sich über einen Fortschritt im Verhältniß zu der zuletzt angefertigten freuen zu können.

Wer so arbeitete, mußte viel leisten und bei dem Genie, welches Turner besaß, schuf er mehr und mehr Vorzügliches. Erst langsam, dann mit großem Erfolge fanden seine Landschaften Anerkennung und Käufer. Sein Gedankenreichthum nahm so stetig zu, um Ruskin's Worte zu gebrauchen, „wie das Licht der Morgendämmerung". In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts waren seine Landschaften die gesuchtesten für die Kunstliebhaber und ihr Verkauf machte aus dem

armen Maler einen reich begüterten. Ruhm und Vermögen — er verdankte es der tüchtigen, fleißigen, eifrigen Arbeit, die er seinem Talent auferlegte, und das schönste und das dauernde Denkmal setzte er sich selber, indem er, auch ein Wohlthäter, eine ganze herrliche Bildergalerie seinem Volke vermachte. Als ein siebenundsiebzigjähriger Greis, gefeiert in der Kunstwelt, hochgeehrt von seinen Mitbürgern, starb er 1851 zu Chelsea bei London.

Von der

Deutschen Handwerker-Bibliothek

sind in gleicher Ausstattung bisher erschienen:

I. Bändchen: Zwölf Schneider.
II. „ Zwölf Schuhmacher.
III. „ Zwölf Buchdrucker.
IV. „ Zwölf Bäcker.
V. „ Zwölf Metzger.

Von der Presse mit einmüthigem Beifall begrüßt haben diese Bändchen rasch eine allgemeine und überaus

günstige Aufnahme gefunden. Zu einem, auch dem magersten Geldbeutel zugänglichen Anschaffungspreis bilden sie eine in ihrer Art einzige Bibliothek — eine Zierde nicht nur, einen Schatz jeder geordneten Heimstätte.

☞ **Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Inseraten-Anhang.

Inserate, deren Wirksamkeit bei der ausgedehnten Verbreitung der „Deutschen Handwerker-Bibliothek“ außer Frage steht, werden von der Verlagshandlung zu nachstehenden Preisen entgegengenommen:

pro	ganze	Seite	12 Mark
„	halbe	„	6 „
„	viertels	„	3 „
„	achtels	„	1½ „

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Verband der Schutzgemeinschaften für Handel und Gewerbe.

Der Verband der Schutzgemeinschaften für Handel und Gewerbe besteht aus einer Anzahl von Vereinen, welche sich zur Aufgabe machen, den Handel und Gewerbestand in seinen materiellen Interessen und die Reellität im allgemeinen Geschäftsverkehr zu fördern. Zu diesem Zwecke wird von den einzelnen Vereinen folgendes gethan: 1) *Man giebt sich gegenseitig Auskunft über Creditverhältnisse.* 2) *Man giebt und effectuirt Aufträge zum Incasso von Rechnungen.* 3) *Man übernimmt den Verkauf von Forderungen.* 4) *Man veröffentlicht zweimonatlich durch eine gedruckte Liste die Namen derjenigen Personen, welche aus irgend einem Grunde ihren Verpflichtungen zur Zahlung nicht nachgekommen sind.* 5) *Man benutzt das Mitglieder-Verzeichniss der Schutzgemeinschaften (jetzt über* 7000 *Mitglieder in ca.* 50 *Vereinen) als Adressbuch bei Anknüpfung von Geschäften. Die betreffenden Geschäfte, soweit sie nicht Sache der Einzelvereine sind, werden durch eine Verbands-Direction geführt, welche durch einen Verbandstag, den die Vereine jedes Jahr beschicken, erwählt wird. Der Sitz dieser Verbands-Direction ist jetzt Dresden. Die Adresse: „An die Verbands-Direction der Schutzgemeinschaften für Handel und Gewerbe in Dresden“. Dieselbe organisirt in Orten, wo solche noch nicht bestehen, neue Vereine und ertheilt alle nur möglichen Auskünfte über das Wesen und den grossen Nutzen des Verbandes. Das einzelne Mitglied zahlt nur einen jährlichen Beitrag von durchschnittlich* 2—3 *M. an die Casse des einzelnen Vereins.*

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Neue deutsche
Friseur-Zeitung.
Berlin.

Amtliches Publikationsblatt
der Direktion des Friseur-Genossenschaftsbundes
für Deutschland.
Organ und Fachblatt
für die Interessen der Frisirkunst, des Friseur-Gewerbes, deren Innungen, Vereine und des großen Genossenschaftsbundes für Deutschland.

Monatlich erscheinen zwei Nummern; Preis vierteljährlich 2 Mk. und 5 Pfge. Bestellgeld, jährlich 8 Mk. nnd Bestellgeld. Auswärtige haben den Portoaufschlag zuzuzahlen.

Die Zeitung muß mit Beifügung des praenumerando zu zahlenden Abonnementsbetrages beim Herausgeber oder bei den Kaiserlichen Reichspostämtern bestellt werden. Die Zusendung in Deutschland geschieht franco. Auswärtige nicht zum deutschen Postverbande gehörende Abonnenten haben den Portobetrag einzusenden. — Die Mode-Beilagen werden von renommirten Künstlern geliefert.

Alle Correspondenzen werden unter der Adresse des „Hoflieferanten **Hegewald** in **Bromberg**" erbeten.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Der

Parfumerie-Arzt,

oder Anleitung zur rationellen Pflege aller Arten Parfümerie für die Toilette, sowie der unschädlichen kosmetischen Mittel zur Pflege und Verschönerung des Körpers.

Fünfte verm. und verb. Auflage.

Mit 2 Tafeln.

8. Geh. 3 Mark.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Abonnements-Einladung

auf die

Bäcker- und Conditor-Zeitung.

Mit Unterhaltungsblatt „Sorgenfrei".

Dieselbe erscheint von jetzt ab zum ermäßigten Preise von Mk. 2,25 pro Quartal. Trotzdem werden wir auch fernerhin bemüht sein, den Inhalt derselben noch **reichhaltiger** und **vielseitiger** wie bisher zu gestalten, so daß diese Zeitung allen Bäckern, Conditoren, Confiseuren, Bonbon- und Chokoladen-Fabrikanten zu jeder Zeit als Fach-Organ willkommen sein wird. — Die **Bäcker- und Conditor-Zeitung** ist zum Preise von Mk. 2,25 pro Quartal durch alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie durch die unterzeichnete Expedition direkt per Streifband zu beziehen. — **Inserate,** die bekanntlich durch Fachzeitungen die **weiteste** und **wirksamste** Verbreitung finden, werden zu dem sehr niedrigen Preise von 30 Pf. pro Petitzeile aufgenommen und gewähren wir bei öfteren Wiederholungen **bedeutende** Rabattsätze.

F. A. Günther's Zeitungs-Verlag.

Berlin SW., Friedrich-Str. 243.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Verlag von **Bernh. Friedr. Voigt** in **Weimar.**

Das

Bäckergewerbe der Neuzeit.

Enthaltend das Wissenswertheste für den Bäcker über Getreide, Mahlen u. Backen, Hefe u. Gährung, Gesundheit in der Werkstatt, die neuesten Knetmaschinen, mechanischen Backöfen u. chemischen Methoden der Brodbereitung; die großen Bäckerwerkstätten und Musterbäckereien, die Teigtheilmaschinen, sowie das Backen der Cakes, der Lebkuchen, der Schaumbrezeln, der Nudeln und feinen Butterwaaren nebst Berichten über die Bäckereiprodukte au den großen Weltausstellungen.

Von A. Cuyrim.

Vierte verbesserte Auflage.

Mit einem besonderen Atlas, enth. auf 9 Tafeln 100 Abbildgn.
gr. 8. Geh. 4 Mrk. 50 Pfge.

Der

Pfefferkuchenbäcker

und Lebküchler

oder Anweisung, alle Sorten feiner und ordinärer Pfeffer- und Honigkuchen zu fertigen. Nebst genauer Angabe des Verfahrens der berühmten Nürnberger, Thorner, Danziger und Braunschweiger Lebküchler-Zünfte; sowie der Herstellung beliebter feiner Pfeffernüßchen, der feinen Zuckerkuchen, der Makronen-, Elisen- und Punschkuchen, des Marcipans und verschiedener Konfekte.

Von F. H. Stegmann.

Leb- und Pfefferküchler.

Dritte vermehrte Auflage von

A. Cuyrim,

8. Geh. 1 Mrk.

Hefe und Gährung

nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft. Von

Ladislaus von Wágner.

öff. ord. Professor an der königl. technischen Hochschule zu Budapest
gr. 8. Geh. 1 Mrk. 50 Pfge.

Eupel's vollkommener Konditor,

oder gründliche Anweisung zur Zubereitung aller Arten Konditorei-Waaren 2c., so wie auch zum Einmachen und Glasiren der Früchte, dem Zuckerkochen und von den zur Konditorei nöthigen Gefäßen, Geräthschaften und Materialvorrichtungen, ingleichen **erprobte Vorschriften und Recepte zu allen Gattungen der Kunstbäckerei, ferner zur Bereitung des Gefrorenen, so wie zu den beliebtesten Arten künstlicher Getränke und Chokoladen.**

Neunte

vermehrte und verbesserte Auflage.

Von

A. Cuyrim, prakt. Konditor.

Mit vielen Abbildungen.
8. Geh. 3 Mrk.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **Bernh. Friedr. Voigt** in **Weimar.**

Neue Vorlagen zu

Torten-Verzierungen

in gewöhnlich anzufertigender Tortengrösse für Konditoren, deren Gehülfen und Lehrlinge.

Entworfen und herausgegeben von

F. A. Borst, Hof-Konditor in Arnstadt.

Dreissig Tafeln in drei Lieferungen.

4. Geh. Preis einer einzelnen Lieferung 2 Mark. 40 Pfg.
aller 3 Lieferungen zusammen 7 Mrk. 20 Pf.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Technische Blätter.

Vierteljahrschrift des deutschen polytechnischen Vereins in Böhmen.

Redigirt von

Prof. **Em. Czuber**

unter Mitwirkung des Redactions-Comités.

X. Jahrgang.

Inhalt: Original-Abhandlungen und Mittheilungen aus allen Gebieten der Technik, Literaturberichte und Recensionen.

Preis pro Jahrgang (ca. 18 Druckbogen Text nebst lithographirten Tafeln und zahlreichen Holzschnitten) 6 fl. ö. W. = 12 Mk.

In Commission der **J. G. Calve**'schen k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung. Prag.

Einladung

zum Abonnement auf die

Deutsche Färber-Zeitung.

Dieses für alle Branchen der Färberei, Druckerei, Bleiche und Appretur so unentbehrliche Blatt erscheint seit 1865, enthält 1 Bogen Text, ½ — 1 Bogen Inseraten-Beilage und Stoffmuster-Beigabe, erscheint jährlich in 24 Nummern, monatlich 2 Mal. Das Abonnement beträgt für Deutschland, Oesterreich und Ungarn 8 Mark.

Die Bestellungen werden ganzjährig praenumerando durch die Redaction, die Post und den Buchhandel ausgeführt.

Auflage 2000.

Insertionspreis für die gespaltene Zeile oder deren Raum 30 Pf.

Wir sind überzeugt, daß dieses Blatt jedem Färber und Fachgenossen, welcher Interesse für sein Geschäft hat, auch willkommen sein wird, und erlauben uns daher zum Abonnement auf dasselbe freundlichst einzuladen.

Mühlhausen i. Th.

Die Redaction der Deutschen Färber-Zeitung.

J. C. H. Geyer.

Der Unterzeichnete erlaubt sich auf die seit 25 Jahren erscheinende

MUSTER-ZEITUNG

FÜR

FÄRBEREI, ZEUGDRUCKEREI, BLEICHEREI, APPRETUR UND FARBENFABRIKATION

aufmerksam zu machen.

Die Muster-Zeitung, die sich im In- und Auslande der allgemeinsten Anerkennung erfreut, ist für jeden **Färber** und **Zeugdrucker**, der nicht hinter den Anforderungen der Zeit zurückbleiben will, wie für jeden **Farbstofffabrikanten** und **Händler** fast unentbehrlich.

Dieselbe bringt ihren Abonnenten stets die neuesten und besten im In- und Auslande auftauchenden Recepte und Verfahren auf dem Gebiete der Färberei, Druckerei, Bleicherei und Appretur.

Im Laufe eines Jahres werden weit über 100 natürliche Stoffmuster nebst Recepten, sowie auch Abbildungen von Färberei-Maschinen u. dergl. gegeben.

Die Redaction ertheilt den **Abonnenten** in schwierigen Fällen gern Antwort auf alle einschlagenden Fragen.

Inserate finden in der Muster-Zeitung die weiteste Verbreitung; da die zahlreichen Abonnenten die Zeitung meist binden lassen, so wirken dieselben Jahre lang.

Es erscheinen jährlich 48 Nummern, jede mit einigen Farbproben. Preis pr. Jahr 18 M. oder 12 fl. ö. W. Unter Kreuzband franco 20 M. oder 13 fl. ö. W. **Ausgabe in Monatsheften** unter dem Titel:

Leipziger Färber- und Zeugdrucker-Zeitung.

Jährlich 12 Hefte (à 32 Seiten) 1 M. 50 Pf. = 1 fl. ö. W.

Probehefte franco gegen Einsendung von 1 M. 50 Pf. oder 1 fl. ö. W. in Briefmarken.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die Beachtung eines einzigen Receptes ersetzt den verhältnissmässig geringen Abonnementspreis leicht zehn- und hundertfach.

Man bestelle genau:

Muster-Zeitung für Färberei (Wochen- oder Monatsheft-Ausgabe)
erscheinend im Verlage von

Gustav Weigel's Buchhandlung in Leipzig.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Der „Leinen-Industrielle“

erscheint seit **9 Jahren in Bielefeld** und ist das **einzige Fachblatt Deutschlands**, welches **speziell und ganz ausschliesslich** den Interessen der **Flachs-, Hanf-, Leinen- und Jute-Industrie** gewidmet ist. Neuerdings wesentlich erweitert, bringt der „**Leinen-Industrielle**“ neben Besprechungen aller, diese Industriebetriebe betreffenden technischen und wirthschaftlichen Fragen, neuen Erfindungen, ausgeschriebenen Submissionen, ertheilten Patenten, regelmässige Originalberichte über den Flachs-, Hanf-, Garn-, Jute- und Leinen-Markt aller tonangebenden Plätze des In- und Auslandes und liefert somit fortlaufend den vollständigsten Ueberblick über den Gang und Stand des gesammten Geschäfts.

Probenummern gratis und franco.

Abonnementspreis pro Jahr für
Deutschland und Oesterreich 12 Mark.
alle übrigen Länder 15 „

Insertionen, die mit 25 Pfg. pro Petitzeile oder deren Raum berechnet werden, finden, da der „**Leinen-Industrielle**“ in allen Ländern der Welt, in denen Flachs- und Leinen-Industrie existirt, gelesen wird, die weiteste Verbreitung in den betr. Fachkreisen.

Bestellungen zu richten an die Redaction oder an jede Buchhandlung.

Bielefeld. **Redaction**
des „Leinen-Industriellen.“

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Abonnements-Einladung

auf die

Deutsche Schuhmacher-Zeitung.

Die **Deutsche Schuhmacher-Zeitung** bringt bei wöchentlich einmaligem Erscheinen in jeder Nummer nächst Leitartikeln über allgemein gewerbliche und wirthschaftliche Zeitfragen instructive, die Technik der Fußbekleidungskunst behandelnde Aufsätze aus der Feder tüchtiger Fachmänner und unterstützt dieselben durch **Abbildungen stylvoller** und **mustergiltiger praktischer** Schuhmacher-Arbeiten, die jeder Meister in Fabrik oder Werkstatt ausführen kann, sowie durch Beilagen von **Schnittmuster-** und sonstigen **fachtechnischen Zeichnungen.** Ebenso schenkt dieselbe der Schuhmacher-Vereinsbewegung eingehendste Aufmerksamkeit. — Die **Deutsche Schuhmacher-Zeitung mit Unterhaltungsblatt „Sorgenfrei"** erscheint jeden Freitag und ist für vierteljährlich Mk. 2,50 durch alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes, für Mk. 2,75 direkt unter Streifband von der Expedition zu beziehen.

F. A. Günther's Zeitungs-Verlag.

Berlin SW., Friedrich-Str. 243.

Allgemeine Tischlerzeitung.

Zeitschrift für alle Zweige der Tischlerei und feineren Holzarbeitung.

Organ des Verbandes der Tischler-Arbeitgeber und Fachgenossen Deutschlands.

Die „Allgemeine Tischlerzeitung" erscheint wöchentlich mit „regelmäßig" 14tägiger Beigabe von stylreinen und für praktische Ausführung geeigneten Vorlegeblättern, Werk- und Modellzeichnungen, versendbaren Waarenproben, bringt Originalartikel bewährter Fachmänner, gewerbliche und Verbandsnachrichten, Beschreibung neuer Maschinen und Werkzeuge, Patentliste. Correspondenzen, Marktberichte, Submissions-Anzeigen und deren Resultate, amtliche Bekanntmachungen, Handels- und Industrienachrichten, Vermischtes, praktisch erprobte Recepte und Arbeitsmarkt.

Inserate finden nicht nur in Deutschland, sondern Oestreich, Ungarn, Schweiz, Rußland, Schweden gewünschte Verbreitung.

Die „Allgemeine Tischlerzeitung" ist zum Preise von 3 Mark (oder 1 fl. 85 Kr. ö. W.) vierteljährlich praenumerando zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (Nr. 80a 9. Nachtrag), sowie von der

Redaction und Expedition der Allgemeinen Tischlerzeitung.
Baumeister **Carl Koeppen**, Pankow (Berlin), Prinzenstraße 6 u. 7

Wir empfehlen unser Organ, die „**Allgemeine Tischler-Zeitung**" allen Berufsgenossen bestens, um so mehr, als dieselbe, neben dem technischen und artistischen Inhalte, auch die regelmäßigen Berichte über die Vereinsthätigkeit und unsere Sitzungen von uns zugesandt erhält.

Berlin, den 16. Juni 1877.

Das Central-Comité
des Verbandes der Tischler-Arbeitgeber Deutschlands.
J. A.: **F. W. Brandes.**

Es wurde in unserer Generalversammlung am 25. Juni d. J. beschlossen, die „**Allgemeine Tischler-Zeitung**", Baumeister C. Koeppen, Berlin, als alleiniges Vereins-Organ zu erklären, dieselbe nicht nur hierorts durch zahlreiche Betheiligung zu unterstützen, sondern thunlichst dahin zu wirken, daß diese Zeitung durch möglichst zahlreiche Abonnements in weiteren Kreisen verbreitet werde zum Nutzen unseres Gewerbes und Berufes. Es ist zu diesem Zweck sehr wünschenswerth und richten wir dies Gesuch an alle Obermeister, Ortsvereine und Innungen, dafür wirken zu wollen, daß das Blatt zahlreiche Betheiligung allenthalben finde.

Magdeburg, 26. Juni 1877.

Der Ortsverein der Tischler-Arbeitgeber.
J. A.: **Bösch, Legerlotz, Köhler.**

Im Interesse der Wiederbelebung des Gefühls der Zusammengehörigkeit unter allen unseren Berufsgenossen sowie zur Förderung eines ernsten Strebens in unserem Gewerbe bitten wir alle Collegen, besonders aber die Herren Obermeister und Orts-Vorstände um Betheiligung und Empfehlung der „**Allgemeinen Tischler-Zeitung**", in Firma Otto Voigt und Baumeister C. Koeppen.

Berlin, im August 1877.

Der Louisenstädtische Verein Berliner Tischler-Arbeitgeber.
Der Vorstand. J. A.: **E. Bormann.**

Berliner Tischler-Zeitung

Zeitschrift für alle Zweige

der Tischlerei und feineren Holzbearbeitung,

sowie der Drechsler-, Holzbildhauer- und Tapezirer-Kunst,

Unabhängiges Organ u. Vereinsblatt aller Tischlerverbände,

Redacteur: **Otto Voigt.**

Erscheint monatlich dreimal, mit vielen Abbildungen und artistischen Beilagen.

Preis pro Quartal 2,25 Mk. Abonnements auch monatlich.

Bestellungen bei allen Postanstalten, Zeitungsspeditionen, Buchhandlungen, sowie direct bei der

Expedition und Verlagshandlung: Ihring & Fahrenholtz,

Berlin, Prinzenstraße 29.

Im Verlage von *Fr. Bartholomäus* in *Erfurt* erschien und ist durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen:

GRÆF'S

practisches Journal

für

Bau- und Möbel-Tischler

1878.

26. Jahrgang.

12 Hefte mit je 3 Blatt reichhaltigen Vorlagen und den dazu gehörigen Modellen in natürlicher Grösse à Heft1 M. 50 Pfg. oder per Jahrgang 18 M.

☞ Dieses Journal zeichnet sich vor allen anderen derartigen Unternehmungen dadurch rühmlichst aus, dass die von ihm gebrachten Vorlagen wirklich practisch und ausführbar sind. Es kann daher den verehrten Tischlermeistern und den vorwärts strebenden Gehülfen auf das Wärmste und mit bestem Grunde empfohlen werden. Der Name des an der Spitze der Redaction stehenden Fachmannes, Herr M. Graef, hat einen so allgemein begründeten guten Klang, dass zur Empfehlung obigen Journals jetzt beim Beginn des 26. Jahrgangs wohl nichts weiter zur Einführung desselben zu sagen nöthig ist.

☞ **Für Hausfrauen.** ☜

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch der Recepte.

Rathschläge

für Küche und Vorrathskammer, große und kleine Wäsche, Flecken-Reinigung, allgemeine Wirthschafts-Recepte, Gesundheitspflege 2c.

Herausgegeben

von

Charlotte Wagner.

Preis: 1 Mark.

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Neues Handbuch der Buchdruckerkunst.

Von

J. H. Bachmann,

Factor der Wilhelm Gronau'schen Buchdruckerei in Berlin, Verfasser des „Leitfaden für Maschinenmeister an Schnellpressen", der „Schule des Musiknoten-Satzes" 2c.

8. Geh. 6 Mark.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Typographischer Verlag von Alexander Waldow Leipzig.

Die Buchdruckerkunst in ihrem technischen und kaufmännischen Betriebe, herausgegeben von Alex. Waldow.

I. Band: Vom Satz. 60 Bgn. gr. Quart mit farbiger Linieneinfassung, Titeln und Initialen in Farben- u. Golddruck, sowie mit **zahlreichen Illustrationen** und Satzbeispielen versehen. **Preis** broschirt 21 Mark, eleg. geb. mit Reliefpressung (Medaillonportrait Gutenbergs und Buchdruckerwappen) 24 Mark.

II. Band: Vom Druck. 56 Bgn. gr. Quart in gleicher Ausstattung wie der I. Band. Dieser Band enthält **166 Illustrationen, Maschinen** u d **Maschinentheile,** wie **Apparate** aller Art darstellend, sowie **19 Beilagen,** die verschiedenen **Druckmanieren** erklärend. Zu diesem Bande gehört ferner ein **Atlas mit 66 Tafeln,** auf denen **109 Abbildungen** aller jetzt im Gebrauch befindlichen **Schnellpressen** etc. enthalten sind. **Preis des II. Bandes** brosch. 22 Mark, eleg. geb. mit Reliefpressung (Medaillonportrait Gutenbergs und Buchdruckerwappen) 25 Mark. **Preis des Atlas** broschirt 5 Mark, geb. 7 Mark 50 Pf.

Illustr. Ztg. f. Buchbinderei u. Cartonnagenfabrikation,

sowie für sämmtliche verwandte Fächer: **Portefeuille-** und **Albumfabrikation, Papier-** und **Schreibwaarenhandel** und **sämmtliche Druckgewerbe.**

XIV. Band.

Einziges, allen **Buchbinderzweigen** dienendes Fachblatt, welches in wöchentlichen Nummern technische Original-Artikel, Ausstellungsberichte, Waaren-Muster-Revue, Patent-Artikel bringt, Nova eingehend bespricht, bemustert und abbildet.

Für die Pariser Ausstellung haben wir einen eigenen Correspondenten engagirt, der alle obigen Zweige sowie aus dem Luxuspapierfache, der Lithographie, dem Druckwesen, der Fachmaschinenfabrikation, dem Werkzeug-, Rohmaterial- und Hilfsartikel-Gebiete alle vorhandenen Ausstellungsobjekte beschreiben und überall Skizzen beifügen wird, die nach Wahl der Redaktion größtentheils zur Abbildung gelangen.

Die kleinen Mittheilungen, die in größter Mannigfaltigkeit wechseln, machen allein schon neben dem Inseratentheil das Blatt empfehlenswerth. Eine einzige derartige Mittheilung ein einziges Inserat von Interesse im ganzen Jahre **belohnt schon das Abonnement.**

Bestellungen à 4 Mk. pro Semester nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen, die Expedition berechnet 5 Mk. incl. Frankatur.

Inserate (à Spaltzeile 25 Pf.) von hohem Nutzen, ebenso Beilagen (1800), die nach unserm Insertionstarif eingelegt werden.

Berlin C., Heiligegeiststr. 7. **Die Expedition.**

Der
Thonwaarenfabrikant.

Als Organ des Schweizer Zieglervereins erscheint alle 14 Tage und macht regelmässig Mittheilungen über die neuesten Vorgänge und Erfahrungen in Ziegeleien, **Töpfereien,** Thon- und Cement- etc. Fabriken. Nimmt gerne fachliche Correspondenzen auf. Macht Mittheilungen zur Belehrung der Arbeitgeber, aber ebenso auch **für die Arbeiter.**

Steigt die Abonnentenzahl in bisheriger Weise, so wird „Der Thonwaarenfabrikant“ in Kürze alle 8 Tage erscheinen.

Derselbe enthält regelmässig viele Annoncen, die per kleine Linie mit 20 Pf. oder 25 Cts. berechnet werden, und bei öfterer Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Der Preis beträgt vierteljährlich für die Schweiz Fr. 1. 70 Cts., für Deutschland durch die Post bezogen Mk. 1. 15 Pf. bei 15 Pf. Bestellgebühr.

Constanz, März 1878.

Der Verlag des „Thonwaarenfabrikant.“

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Prämiirt
mit dem
silbernen Kreuz

A. KUNZ,

zu Utrecht
1876.

Xylographische und Galvanoplastische Anstalt in Stuttgart.

Clichés in Kupfer vorräthig für alle Geschäfte.

Spezialität in Holzschnitten und Clichés nach Maschinen.

Bogen-Verzeichniß des Clichés-Verlags:

Bog. 1. Landwirthsch. Maschinen.
„ 2. Werkzeugmaschinen.
„ 3. Initialen.
„ 4. Inseratvign., Embleme.
„ 5. Carneval-Vignetten.
„ 6. Inserat-Vignetten.
„ 7. Landwirthsch. Maschinen.
„ 8. Blumenalphabete, Monogramme.
„ 9. Küchen- und Hausgeräthe.
„ 10. do. do. u. Gartenmöbel.
„ 11. Wechsel, Embleme und Druckköpfe.
„ 12. Inseratvign., Embleme.
„ 13a. Werkzeuge und Werkzeugmaschinen.
„ 13b. Landwirthsch. Maschinen.
„ 14. Werkzeugmaschinen.
Bog. 15. Kalenderbilder, Inseratvignetten.
„ 16. Medaillen.
„ 17. Landwirthsch. Maschinen.
„ 18. Pumpen.
„ 19. Küchen- und Hausgeräthe.
„ 20. Inserat-Vignetten, Embleme, Etiquetten.
„ 21. Landwirthsch. Maschinen.
„ 22. Werkzeuge und Werkzeugmaschinen.
„ 23a. Div. Inserat-Vignetten und Maschinen.
„ 23 b. Werkzeug-Maschinen, Pumpen, Pressen.
„ 24a u. b. Landwirthschaftliche Maschinen.
„ 25. Mühlbau-Clichés.

Clichés nach eingesandten Originalen 2 Pf. pro Quadrat-Cm. Proben auf Verlangen gratis und franco.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Stuttgart.] **R. Schwertführer's** [Stuttgart.

Zinkographische und galvanoplastische Anstalt.

Empfehlungs-Karten für Gewerbe und Handel

gezeichnet von der Meisterhand **Jul. Schnorr's** und in Farben ausgeführt.

Die Karten sind sehr präcis und zweckentsprechend gezeichnet und bieten durchweg ein deutliches Bild des betr. Gewerbes.

Wir liefern solche, in 4 Farben gedruckt **auf Doppel-Carton**

1000 Stück für 25 Mark
500 „ „ 15 „
100 „ „ 5 „
} ohne Schrift.

Mit Schrift berechnen wir 8—12 Mark per Mille.

R. Schwertführer's zinkographische und galvanoplastische Anstalt.

Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung
(Professor G. Langenscheidt)
Berlin, SW. Möckernstr. 133.

Deutsche Sprachbriefe

von

Prof. Dr. Daniel Sanders.

Behandeln die deutsche Sprache nach Art der **Toussaint-Langenscheidt**'schen Unterrichts-Briefe und werden etwa Sommer 1878 complet. Preis ca. 20 *M.*

Kurzgefaßtes

Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache.

Von

Prof. Dr. **Daniel Sanders.**

188 S. 8°. Neunte Auflage. 2 *M*

Der hochverdiente Herr Verfasser bietet mit diesem in 3 Jahren 9 mal aufgelegten Werke dem deutschen Volke ein billiges u. darum Jedermann zugängliches Buch, das — in wissenschaftl. Geiste u. doch in allgemein verständl. Form — die vielfachen, im mündl. wie schriftl. Verkehr sich darbietenden sprachlichen (v. d. Gramm. nicht behandelten) Schwierigkeiten Dem hinwegräumt, der sich nur die leichte Mühe geben will, im Falle der Verlegenheit nachzuschlagen. Welcher gebildete Deutsche könnte wohl sagen, daß er eines solchen Buches nicht bedürfe? — und wer anders möchte zur Lösung der gestellten Aufgabe mehr berufen gewesen sein, als der gefeierte Verfasser des größten und bedeutendsten vollständigen Wörterbuches, das wir besitzen?

Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung

(Professor G. Langenscheidt)

Berlin, SW. Möckernstr. 133.

Methode Toussaint-Langenscheidt.

Briefl. Sprach- und Sprech-Unterricht

für das Selbststudium Erwachsener. 26. Aufl.

Englisch von den Professoren **Dr. C. van Dalen, H. Lloyd** und **G. Langenscheidt.**

Französisch von **Ch. Toussaint** u. Professor **G. Langenscheidt.**

(Wöchentl. 1 Lekt. à 50 Pfg. Jede Sprache 2 Kurse à 18 Mk. Kursus 1 u. 2 auf einmal bezogen **nur 27 Mk.** Brief 1 **als Probe** 50 Pfg. [Marken!] Prosp. gratis.)

Urtheile: „Diese Unterrichtsbr. verdienen die Empfehl. vollständig, welche ihnen v. Sem.- Dir. **Dr. Diesterweg,** Dir. **Dr. Freund,** Prof. **Dr. Herrig,** Prof. **Dr. Scheler,** Prof. **Dr. Schmitz,** Prof. **Dr. Städler,** Dir. **Dr. Viehoff** u. and. Autoritäten geworden ist. *Lehrerzeitg.*) — „T.-L.'s Meth. erscheint uns als eine der wichtigsten Erscheinungen der Neuzeit, als ein ebenso wichtiger Triumph des menschl. Scharfsinns, wie Dampfmaschine u. Telegraphie." (*Liter Rundschau.*) — „Dies. Unt. ersetzt in jeder Hinsicht einen **guten** Lehrer." (*Schulztg.*) — „D. Lehrer wird bei dies. Unt. auch f. d. Ausspr. ganz überflüssig." (*Schulrath Prof. Dr. Hermann, Wien.*) — „Der wohldurchdachte Plan u. d. Sorgfalt d. Ausführung treten in d. T.-L.-schen Meth. recht auffällig hervor, wenn man d. schlechten Nachahmungen damit vergleicht, welche von der literar. Industrie auf den Markt gebracht worden." (*Schulbl.*)

Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung (Prof. G. L.)

Berlin, S.W., Möckernstr. 133.

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in Erfurt erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Bibliothek der Hausfrau.

Eine Sammlung practischer Bücher für

Haus, Küche, Keller, Feld und Garten.

Zum Gebrauch

für Haushaltungen aller Stände.

Herausgegeben von

Charlotte Wagner.

Inhalt:

Band I. **Das Buch der Mehlspeisen.** Gründliche Anweisung zur Bereitung der vorzüglichsten Mehlspeisen, wie solche für jede Haushaltung passen. Mit Berücksichtigung der norddeutschen, rheinischen, schwäbischen und österreichischen Küche. Preis: 1 Mark.

Band II. **Das Buch der Getränke.** Gründliche allgemein fassliche Anleitung zur Bereitung aller Arten warmer und kalter Getränke, Säfte und Weine. Preis: 1 Mk.

Band III. **Das Buch der Recepte.** Rathschläge für Küche und Vorrathskammer, grosse und kleine Wäsche, Flecken-Reinigung, allgemeine Wirthschafts-Recepte, Gesundheitspflege etc. Preis: 1 Mark.

Band IV. **Die Kartoffel-Küche.** Praktische Recepte zur nützlichen Verwendung der Kartoffel in Haus und Küche. Preis: 1 Mark.

Band V. **Das Buch von der Diät.** Nach dem Englischen des Dr. E. Nützer. Preis: 1 Mark.

Band VI. **Der Fisch,** wie er gekocht und für die Tafel zubereitet wird, nebst den dazu gehörigen Fischsaucen. Preis: 1 Mark.

Nützliche Bücher:

Guter Rath für Mütter, über die wichtigsten Punkte der **physischen Erziehung** der Kinder **in den ersten Jahren**, nebst einem Unterricht für junge Eheleute, die Vorsorge für Ungeborene betreffend, von Prof. Dr. Chr. W. Hufeland. — Preis 1 Mk., elegant gebunden 1 Mk. 75 Pf.

Jean Paul räth in seiner Levanna den jungen Frauen obiges Werkchen vor der Geburt ihres ersten Kindes **auswendig** zu lernen.

Harnisch, Lina, Deutscher Küchen-Kalender für Hausmannskost. Ein Speisezettel für **alle** Tage des Jahres, mit besonderer Berücksichtigung der Jahreszeit. Nebst praktischer Anweisung zur schmackhaften Zubereitung sämmtl. darin angegebenen Speisen. Ein Vademecum für junge Hausfrauen und Wirthinnen. 2. verbesserte Auflage. Preis 1 Mk. 25 Pf., geb. 2 Mk.

Hohenstein, Cäcilie v., Briefsteller für Damen. Eine Sammlung von Musterbriefen für alle Vorkommnisse des weiblichen Lebens. Mit besonderen Regeln über Briefstyl und dessen verschied. Anwendung nebst einer Zusammenstellung aller gebräuchlichen Titulaturen, einer kl. deutschen Sprachlehre und einer Auswahl von Stammbuchversen. Preis 1 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 2 Mk. 25 Pf.

Dr. Joh. Chr. Aug. Heyse's Fremdwörterbuch. Neue wohlf. Berliner Ausgabe. Preis 5 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 6 Mk. 75 Pf. (Bisheriger Preis 9 Mk.) 3. Auflage.

Horwitz, J., das Schachspiel. Anleitung zur gründlichen Erlernung desselben. Preis 1 Mk. 25 Pf.

Merz, Max, Das Skatspiel. Anleitung zur gründlichen Erlernung desselben. 5. verbesserte Aufl. Preis 1 Mk. Diese Piecen geben vorzügliche Lehren zur leichten Erlernung der betreffenden Spiele.

Hubert, Wilhelm, Die Grundregeln der deutschen Sprache. Ein gemeinfaßliches Hülfsbuch zur Selbsterlernung des richtigen Schreibens und Sprechens, namentlich für Diejenigen, die in ihrer Schulbildung zurückgeblieben sind. Preis 1 Mk. 25 Pf.

Knigge, Adolf, Freiherr v., **Ueber den Umgang mit Menschen.** Vollständige Ausgabe, herausgegeben von Jean Dufresne. 8. Stereotyp-Aufl. Preis 1 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 2 Mk. 25 Pf.

Maury, Alfred Dr., Das Auge und seine Pflege. Belehrungen über Augen, Augenübel, Kurz- und Weitsichtigkeit, Brillen und Ferngläser. Mit einer Abbildung über den Bau des menschlichen Auges. Preis 1 Mk. 25 Pf.

Aufträge von außerhalb werden bei Einsendung von je 10 Pf. mehr franco ausgeführt.

Verlag von **Siegfried Cronbach,** Berlin S.-W.

Art. Anst. v. E. Hochdanz, Stuttg.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ